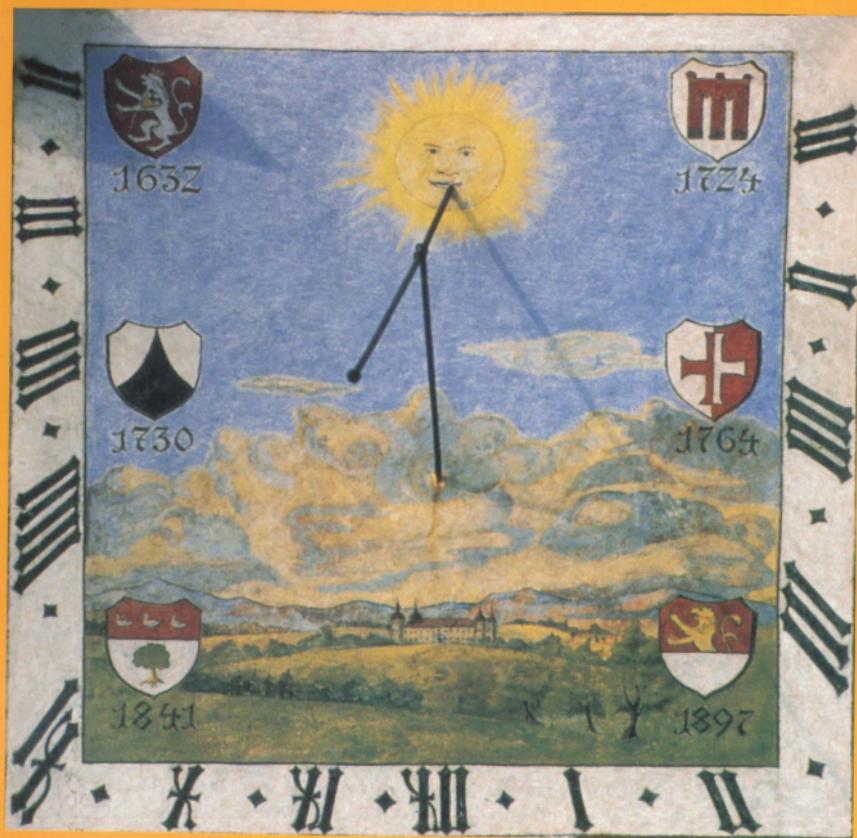


Burgen
und Schlösser
in Bayern,
Österreich
und
Südtirol

ARX

2-1997





Mann kam der
letzte
Troubadour
vorbei?

Sie haben
das Schloß,
ich habe
die Musik
für jedes Fest

Mittelalter – Renaissance – Barock
mit Laute, Gitarre und Gesang

Max de Bime
Semperstraße 59, 1180 Wien
Tel./Fax 43-1-4 78 28 74

KOTAX
Versicherungssysteme

unabhängiger
Versicherungsmakler

<http://www.kotax.co.at/kotax>

Josefsgasse 10/1, 1080 Wien
Tel. 0222/407-39-68
Fax 0222/407-39-67
E-mail: a.kottulinsky @ magnet.at

KOTAX
Versicherungssysteme

ANZEIGE

Kunsthistorikerin schätzt private Kunstsammlungen



Die Kunsthistorikerin Dr. Barbara Kamler-Wild gründete 1993 die erste kunsthistorische Dienstleistungsstelle Österreichs, die sich vorrangig an Privatsammler wendet. Kunstberatung Dr. Barbara Kamler-Wild, allgemeine Sachverständige 1030 Wien, Auenbruggergasse 2, Tel./Fax 01/7186618

Jahrelang betreute Dr. Barbara Kamler-Wild als Kuratorin der Österreichischen Galerie im Belvedere die Meisterwerke der Österreichischen Kunstgeschichte. Bilder von Maulbertsch, Waldmüller und Klimt gingen durch ihre Hände. Dennoch übernahm sie nach sieben Jahren die Leitung des Wiener Sotheby's Büros und schnupperte einige Zeit lang die Luft der aufregenden internationalen Kunsthandelswelt. Dort lernte sie auch minder bedeutende Kunstwerke ernsthaft zu beurteilen und deren oft nur geringen Wert zu bestimmen. Da es jedem Museumsbeamten prinzipiell untersagt ist, den Marktpreis eines Kunstwerks zu nennen, war dies eine neue, für ihre spätere Arbeit sehr wertvolle Erfahrung.

Sie erkannte damals, daß es in Österreich bisher keine unabhängige Servicestelle gab, bei der ein kunstbesitzender Privatmann das Fachwissen eines Kunsthistorikers in Anspruch nehmen konnte. Barbara Kamler-Wild, die auch allgemein bediente gerichtliche Sachverständige ist, beschloß, diesen Mißstand zu beseitigen und ein Kunstberatungs-

unternehmen zu gründen, das sich auf die Dokumentation und Schätzung von Kunst in Privatsammlungen spezialisierte.

Zum Unterschied der Auktionshäuser, die Schätzungen teilweise kostenlos, stets aber in Hinblick auf eine spätere kommerzielle Verwertung anbieten, betreibt sie keinen Kunsthandel. Sie bietet ihr Fachwissen wie ein Anwalt als reine Dienstleistung an. In zahlreichen Fällen, in denen ein Schätzgutachten benötigt wird – zum Beispiel bei Erbfällen, Versicherungsabschlüssen, Gründungen von Privatstiftungen etc. –, ist es auch nicht notwendig, daß der Kunsthandel Kenntnis davon bekommt, was sich in Privateigentum befindet.

Die Bewertung der Kunstwerke erfolgt nach verschiedenen Kriterien, wie der Bedeutung des Malers, Zustand des Werks, „Verkäuflichkeit“ des Motivs usw. Die endgültige Höhe des Schätzwertes hängt jedoch vom Zweck der Schätzung ab. Bei Versicherungen wird z. B. der Wiederbeschaffungswert ermittelt, der relativ hoch angesetzt wird, weil die

Spanne des Kunsthandels mitzuberücksichtigen ist. Hingegen ist es gesetzlich erlaubt, bei Nachlässen, u. a. bei der Bestimmung der Erbschaftsteuer, den ungünstigsten Verkaufswert anzunehmen.

Um korrekt zu sein und sich nicht dem Vorwurf auszusetzen, die Schätzsummen künstlich hochzuschrauben, verlangt Barbara Kamler-Wild – im Gegensatz zu üblichen Gutachtergebühren – nicht einen bestimmten Prozentsatz des Schätzwerts, sondern einen fixen Stunden-satz.

Mittlerweile hat Barbara Kamler-Wild bereits zahlreiche private Kunstbestände gesichtet, bewertet und in manchen Fällen auch geholfen, sie wieder in einen „ordentlichen“ Zustand zurückzuführen. Nicht immer sind es große Schätze. Aber sie haben als ererbte Familienstücke einen hohen ideellen Wert, oft sogar kulturgeschichtliche Bedeutung. Es erscheint deshalb sinnvoll, den Status quo einer Sammlung für zukünftige Generationen festzuhalten.

INHALT

Zur Geschichte der Hohen Bastei und des Christiansturms auf der Plassenburg

Harald Stark 3

Edelfreie Geschlechter in der Fränkischen Schweiz

Gustav Voit 6

Sonnenuhren an Burgen und Schlössern

Karl Schwarzinger 12

Schloß Tirol – Dante, Boccaccio und die Maultasch

Ludwig Walther Regele 19

Bernhard Ludwig d. Ä. (1834–1897)

K. u. k. österr. und königl. rumän. Hofkünstler

Bernhard Hanreich 23

Canossa

Herbert Rosendorfer 29

Virtuelles Denkmal

Bernd Jungwirth 33

Berichte

Seminar des Österreichischen Burgenvereins

„Historische Gärten“ 37

Seminar des Südtiroler Burgeninstituts

„Bauuntersuchung“ 38

Steiermark-Rundfahrt 39

Big-Band in Schloß Waldenfels 41

Fahrt ins „Blaue“ 41

Jahreshauptversammlung des Vereins

zur Erhaltung privater Baudenkmäler 43

Mitgliederversammlung des SBI 56

Standpunkt

Die Rede von der Rede 44

Denkmalpflege

Gelungene Restaurierung des Pflegehauses

in St. Pankraz/Ulten 45

Denkmalpreis der Hypo-Kulturstiftung 1997 .. 46

Tag des offenen Denkmals 47

Buchvorstellungen

Relationen über Fortifikationen

der Südgrenzen des Habsburgerreiches. 49

Der Dom zu Regensburg 50

Schloß Hellbrunn 51

Visuelle Beschwörung,

autonomes Kunstwerk, Ideograph. 51

Fresken in Südtirol 52

Burgen und Schlösser im Bayerischen Wald .. 52

Bayerisches Denkmalschutzgesetz. 53

Die Reise von Oberaudorf nach Wien 53

Der kleine Narr 54

Burgfrosch Balthasar 54

Ausstellungen

Ein Herz und viele Kronen 55

Das Beste wartet im Himmel. 55

Burgen und Schlösser in Bayern, Österreich und Südtirol

Herausgeber:

Südtiroler Burgeninstitut, Merkantilgebäude
Silbergasse 6, I-39100 Bozen

Österreichischer Burgenverein, Gonzagagasse 9/4/20,
A-1010 Wien

Verein zur Erhaltung privater Baudenkmäler und
sonstiger Kulturgüter in Bayern e. V.,
Geitnerweg 12 A, D-81825 München

IMPRESSUM

Redaktion:

Dr. Bettina Nezval, Amerlingstraße 15, A-1060 Wien

Petra Niedziella M. A., D-95463 Bindlach

Dr. Ludwig W. Regele, Rafensteiner Weg 1,
I-39100 Bozen

Hauptschriftleitung:

Petra Niedziella M. A.

Buchenweg 4, D-95463 Bindlach

Herstellung:

Athesiadruck – Graphische Betriebe

Weinbergweg 7, I-39100 Bozen

Eingetragen beim Landesgericht Bozen Nr. 6/80

vom 31. 3. 1980,

presserechtlich für den Inhalt verantwortlich:

Dr. Ludwig Walther Regele, I-39100 Bozen

Bezug:

Die Zeitschrift erscheint halbjährlich und ist bei den
Herausgebervereinen, der Hauptschriftleitung und der
Buchhandlung Athesia, Bozen, zu beziehen.

Für die Mitglieder der herausgebenden Vereine ist der

Bezugspreis im jeweiligen Mitgliedsbeitrag inbegriffen.

Für namentlich gezeichnete Beiträge ist der Verfasser
verantwortlich.

Postgebühr bar bezahlt

Bureau de Post A-6020 Innsbruck (Autriche)

Taxe perc. ür á Taxe re' Duite

Autoren:

Mag. Bernhard Hanreich
Wien

Dipl.-Ing. Bernd Jungwirth
Vermessungsingenieur
München

Herbert Rosendorfer
Oberlandesgerichtsrat i. R.
Schriftsteller
Eppan/Bozen

Hofrat i. R. Dipl.-Ing. Karl Schwarzinger
Obmann der Arbeitsgruppe Sonnenuhren des
östr. Astronom. Vereins
Sistrans/Tirol

Harald Stark
Kastellan auf der Plassenburg
Kulmbach (Ofr.)

Dr. Gustav Voit
Rektor a. D., Historiker
Nürnberg

Englar in Eppan

Später Weg. Die Hütten kauern,
und das dumpe Dorf schläft ein.
Erste Türme seh ich dauern,
weit aus weißen Blütenschauern
wächst ihr Weltverlorensein.

Abendbrand in brachen Zinnen,
und der Wind fährt durch den Saal.
Und für wen im Burghof drinnen
immer noch die Brunnen rinnen –
keiner weiß es dort im Tal.

Rainer Maria Rilke

Anstelle eines Editorials

Die Redaktion

Titelbild:

Sonnenuhr auf Schloß Herberstein,
Markt St. Florian, 1632

4. Umschlagseite:

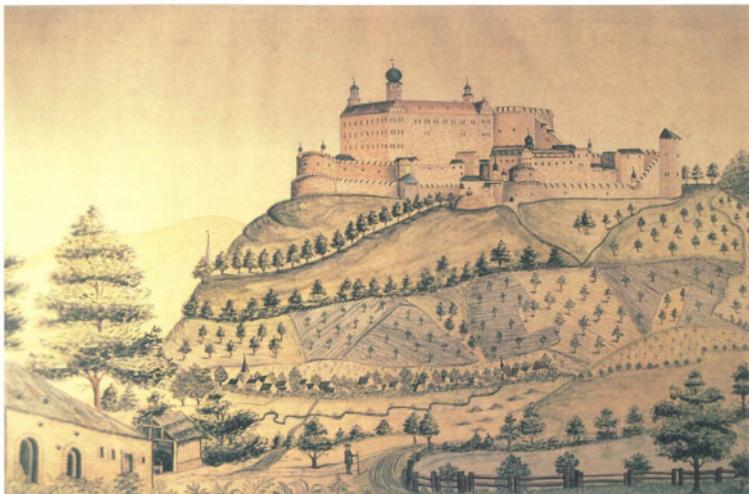
Coburg, Blick von der Anlage zur
Morizkirche und zum Casimirianum,
Arno Müller, 1958

Abbildungen:

Titelbild und 12–18 Schwarzinger; 3, 4 r. Landschaftsmuseum
Obermain; 4 l. Stadttarchiv Kulmbach; 5 Sammlung H. Stark;
6–11 Voit; 19 Archiv Regele; 20 Kloster Neussift; 21 Privat-
besitz; 23–28 Bernhard-Ludwig-Archiv; 29, 30 Stanislao Farri,
Castelli Reggiani; 31 Loreno Confortini (Bell' Italia); 33 Saatchi
& Saatchi; 35 Staatl. Hochbauamt Bayreuth; 36 Inke Ivany,
Gabor Desci, Istvan Pólos; 40 Ahrens; 41 Ebner v. Eschenbach;
43 von Beaulieu Marconnay; 45 Messerschmitt Stiftung; 46 u.
47 Hypo-Kulturstiftung; 48 l., 55 r. Niedziella; 48 m. Monu-
mente; 54 Wright; 55 u. German. Nat. Mus. Nürnberg;
4. Umschlagseite Rossteutscher Privatarchiv

Zur Geschichte der Hohen Bastei und des Christiansturmes auf der Plassenburg

Harald Stark



Die Plassenburg aus
nordwestlicher
Richtung um 1800

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts bestand die Plassenburg in Kulmbach im wesentlichen aus dem Areal der heute sogenannten Hochburg. Die Wohn- und Wirtschaftsgebäude waren damals von einer einfachen, wohl viereckigen Ringmauer umgeben. Ein Halsgraben – im Bereich des heutigen Kasernenhofes – trennte die Plassenburg vom ansteigenden Gelände des Buchberges.

Um 1530 begann Markgraf Georg der Fromme (1527–1541) damit, die Plassenburg zu einer zur Verteidigung mit Geschützen geeigneten Festung auszubauen. 1531 wurden zugunsten der Bauprojekte auf der Plassenburg alle anderen „mit sonderlich notdurfftige Gebew“ eingestellt. 1538 verbaute Markgraf Georg die gewaltige Summe von 12.555 Gulden auf der Plassenburg; dies entsprach etwa der Hälfte der durch die Abgaben der Einwohner des Fürstentums Brandenburg-Kulmbach erzielten Einnahmen. Auf der vom Buchberg überhöhten und deswegen besonders gefährdeten Ostseite entstanden damals die Hohe Bastei und die Kleine Bastei (Roßmühle) mit ihren Verbindungsmauern. Diese sollten die Hochburg vor Artilleriebeschuß vom Buchberg oder Rehberg aus decken. Anderer-

seits ermöglichte die enorme Höhe der Geschützplattformen große Reichweiten des groben Geschützes von mehr als 2 Kilometern. Auf der Westseite ließ Markgraf Georg die mächtigen Rondelle des Schieferturmes (heute die Aussichtsplattform der Burgschänke) und des Markgraf-Casimirs-Turmes (das Westrondell vor dem Tor zum Schönen Hof) errichten.

Bei der am Ende des Bundesständischen Krieges 1554 erfolgten Schleifung der Plassenburg wurden alle Festungswerke in unbrauchbaren Zustand versetzt. Auch die Hohe Bastei wurde in einem nicht feststellbaren Ausmaß zerstört. Es dauerte recht lange, bis in der Phase des Wiederaufbaues unter Markgraf Georg Friedrich (1557–1603) die Herstellung der Hohen Bastei in Angriff genommen wurde. Zwar hatte man bereits 1573 den Bau des Gemäuers und der „sechs gewelb vff der hohen pasteÿ“ diskutiert, doch erst 1586 ließ Markgraf Georg Friedrich wissen, „das (er) bedacht (sei) die Hohe Pasteÿ vff Blassenberg wiederumb pauen und fertigten, auch Inmittelst Zum Theil den Vorrath Zur Handt schaffen vnd einen Anschlag darüber machen zulassen“. Ende Juni 1586 sandten Ober-

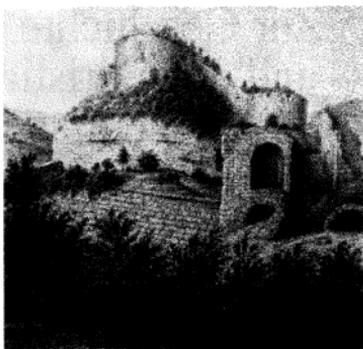
Herr Stark, Kastellan der Plassenburg ob Kulmbach und Heimatforscher, hat am Tag des offenen Denkmals durch die Hohe Bastei und den Christiansturm geführt.

Hohe Bastei und die Ruinen der Koser-mühlbastei im Jahr 1858. Ansicht von der Langen Batterie aus.

hauptmann und Räte auf dem Gebirg den geforderten Kostenvoranschlag zu dem in Preußen weilenden Fürsten. Der Wiederaufbau der Hohen Bastei sollte demnach etwa 20.554 Gulden kosten. Zu Ostern 1587 wurde schließlich mit den Bauarbeiten an der Hohen Bastei begonnen.

Die Fertigstellung der Hohen Bastei fällt indessen in die Regierungszeit von Georg Friedrichs Nachfolger, Markgraf Christian (1603–1655). 1606 begann der fürstliche Zeug- und Baumeister Albrecht von Haberland mit den letzten Arbeiten an der Hohen Bastei, welche nun – als Wahrzeichen der Plassenburg – den Stempel Christians aufgedrückt erhielt. An die Fertigstellung des Bollwerks unter Markgraf Christian erinnerte eine heute leider verschollene Inschrift, welche auf einem ovalen Stein an der Nordseite der Hohen Bastei angebracht war:

„1608. Auf Befehl des Durchleuchtigsten Fürsten und Herrn, Christian Margrafen zu Brandenburg, in Preußen, zu Stetin, Pommern, der Caßuben und Wenden, in Schlesien, zu Croßen und Jegerndorf, Burggrafen zu Nuremberg, auch Fürsten zu Rügen, Meines gnedigen Fürsten und Herrn, hab ich Albrecht von Haberland, seiner fürstlichen Gnaden oberster Zeug- und Baumeister und Oberhauptmann dieser Festung diese hohe Bastei, die Christiania genant, mit der daran gebauten Wehr und Gewelben aus dem Grund von Neuem erbauen (lassen) und sind die Mauern gegen den Berg 40 Werkschuhe (ca. 12 m), auf den Seiten 24 Schuh (ca. 7 m) dick, von Quaderstücken sowohl die anstossenden Wehren über der Roßmühl und der



Friedrich!). Durch die völlige Abtragung der Hohen Bastei im 19. Jahrhundert kann die Frage nach dem Umfang des „Neubaus“ jedoch nicht mehr schlüssig beantwortet werden.

Einen besonderen Schmuck trug das „Christianin“ an seiner zum Buchberg gerichteten Ostseite. An der äußersten Rundung, unterhalb des umlaufenden Cordongesimses, war eine ovale Wappentafel angebracht, über welcher – von zwei Obeliskien flankiert – der Markgraf in römischer Feldherrntracht als Kriegsgott Mars in Form einer überlebensgroßen Sandsteinplastik stand. Diese Skulptur, die dem Bildhauer Hans Werner zugeschrieben werden muß, wurde im Ersten Weltkrieg von den auf der Plassenburg internierten Kriegsgefangenen aus dem Schutt der Hohen Bastei geborgen und im September 1918 auf einem Sandsteinsockel im Bereich des Westrandells aufgestellt. Die Inschrift auf diesem Sandsteinsockel wurde 1997 im Auftrag des Staatlichen Hochbauamtes Bayreuth erneuert.

Als besonderes Zeugnis des fürstlichen Repräsentationsbedürfnisses Markgraf Christians darf der „Christiansturm“ angesehen werden. Eigentlich verbirgt sich in ihm nichts anderes als eine Wendeltreppe, die als Zugang zum Inneren der Hohen Bastei diente. Daß aus diesem Treppenturm ein so stattliches Gebäude geworden ist, liegt allein an dem Umstand, daß er als Kulisse für eine manieristische Portalarchitektur dienen mußte. Das 1607 datierte und von Bildhauer Hans Werner geschaffene Portal erhebt sich vier Stufen über dem Hofniveau. Es zeigt über rustizierten Säulen in Rundbogenförmigkeit den Markgrafen in Rüstung auf einem sich aufbäumenden Pferd, flankiert von zwei Kriegerinnen in antikisierender Tracht. Auf dem gesprengten Giebel thront die Göttin Minerva nebst kriegerischen Attributen. Über dem von einem schmiedeeisernen Gitter bekrönten Tor des Christiansportals steht links eine Inschrift in lateinischer, rechts in deutscher Sprache. Die deutsche Inschrift lautet:



Die Plassenburg von Südosten mit dem 1862 errichteten Zellengefängnis. Zum Bau des Gefängnisgebäudes wurde die Hohe Bastei auf ihr heutiges Niveau abgetragen.

neuen Wehr am Palatio in 23 Monaten und 9 Tagen Zeit ohne Beschwerde und Fron der Untertanen mit leidlichen Unkosten erbaut worden.“

Ein gänzlicher Neubau der Hohen Bastei unter Markgraf Christian – wie er in zitierter Inschrift bezeichnet wird – ist jedoch eher unwahrscheinlich (man bedenke die hohen Baukosten unter Georg

MARKGRAF CHRISTIAN DER EDLE HELDT,
HERZOGK IN PREVSSEN HOCH ERWEHLT
BURGGRAF IN NVRNBERCK HAT VFFS NEW,
AVFGERICHTET DIS SCHÖNE GEBEW.
VND ANGEFANGEN IN DEM JAHR,
ALS VON DEN LÖBLICHEN STENDEN WAHR
ZVM OBRISTEN DES FRANCKENKREISS
ER ERWEHLT MIT BESONDERM PREISS,
BEHV'T DEN EDLEN FVRSTEN VOR NOTH,
VND DIS PORTALL O TREVÉR GOTT:
links steht zu lesen: T. Q. F. E. Q. S.
MARCHIO CHRISTIANVS DUX CORDATISSIMVS
ALTAS
HANC E RVDERIBVS PORTAM REVOCAVIT IN
AVRAS
CVM SIBI PRAEFECTVM FRANCOI SANGVINVS
ORDO
NOBILIS ELIGERET SVBMISSIS FASCIBVS ILLVM
FAC DEVS HAEC DVCE CVM PATRIAE SIT PORTA
PERENNIS/
ANNO CHRISTI: M.D.CVII

Übersetzung:

Markgraf Christian, der beherzteste Führer, hat dieses Tor aus den Trümmern wieder in die hohen Lüfte wachsen lassen („gerufen“), da ihn sich der adelige Stand fränkischen Geblüts mit gesenkten Fahnen zum Obristen erkor. Gib Gott, daß dies Tor mit dem Führer des Vaterlandes von Dauer sei. Im Jahre Christi 1607.

Die Kürzel über der lateinischen Inschrift bedeuten wahrscheinlich:

TERRAE QVOD FECI FERAT QVITAM SALVTEM
ovrer
TVRRIS QVADRATA FIAT FVNDAMENTVM QVIE-
TIS SEMPITERNAE

Übersetzung:

Dem Land bringe, was ich errichtete, Wohlergehen in Ruhe! oder
Der Viereckige Turm bilde die Grundlage immerwährenden Friedens!

Nach der am 25. November 1806 erfolgten Übergabe der damals preußischen Plassenburg an bayerische Truppen befahl Napoleon die Schleifung der Fortifikationsbauten. Erneut fielen die Festungswerke der Plassenburg in Schutt und Asche. Am 11. Februar 1807 meldete man die Zerstörung der meisten Verteidigungsanlagen. „Auf diese weis sehet man das Ende nahe, es müste den auf der hohen Pasteri bey Sprengung dieser die Wirkung unerschüllt seyn oder etwas neuerlich angegeben werden.“

Noch am 1855 bildete der Hofe Künstler Georg Könitzer die Hohe Bastei auf seinem „Sammelbild Kulmbach“ in stattlicher Höhe und mit dem Standbild des Markgrafen Christian über einem Wappenschild als Fassadenschmuck ab. 1807 waren nur die Gewölbe im Inneren des Bauwerkes und die Brustwehren auf der Mauerkrone abgetragen wor-



Der Christians-
portal, rechts daneben
erhob sich die Hohe
Bastei. Ansicht um
1950.

den. Als man 1862 das Gebäude des Zellengefängnisses auf der Hohen Bastei errichtete, wurde zuvor das noch aufgehende Mauerwerk bis auf das heutige Niveau abgetragen.

Nach der Auflassung des Gefängnisses im Jahre 1929 wurden nach und nach alle in der Zuchthauszeit entstandenen Bauten wieder entfernt. So fiel in den Jahren 1937/38 auch das Zellengefängnis, welches mittels einer auf steinernen Pfeilern ruhenden hölzernen Brücke über den Kasernenhof mit den Gebäuden des Hochschlosses verbunden war, der Spitzhacke zum Opfer. Zum Jahr 1937 berichtet Prof. Fritz Limmer in der Zeitschrift „Nachrichten des Vereins Freunde der Plassenburg“ (Heft 10/12, Jg. 1937): „Das Glanzstück des Kasernenhofes ist das sogen. Christiansportal. Ende September 1937 wurde das im Laufe der Jahre sehr verblichene Bild eines in seinem Käfig gegen die Gitterbastei springenden Löwen, das auf die Holztür des Christiansportales aufgemalt ist, in sehr glücklicher Weise wieder erneuert. Die Wiederherstellung wurde von dem Restaurator am Germanischen Museum (Nürnberg) Barfuß durchgeführt. Vor einigen Jahrzehnten war das Bild schon einmal erneuert worden. Aus unbekanntem Gründen waren damals die Umrisse des Löwen etwas verändert worden. Der Kopf erhielt eine andere Blickrichtung, und der Schweif war weniger steil gestellt. Bei genauer Betrachtung war die ursprüngliche Form noch erkennbar. Nun ist unter den geschickten Händen des Restaurators Barfuß der Löwe in seiner alten Form wieder erstanden. Der gelbe Löwe auf blauem Grund gibt dem Christiansportal und dem Kasernenhof eine sehr heitere farbige Note.“

Quellen:

StA. Bamberg C 2,
Nr. 3169 und Nr. 3174
StadtA. Kulmbach,
002/11 Nr. 4

Literatur:

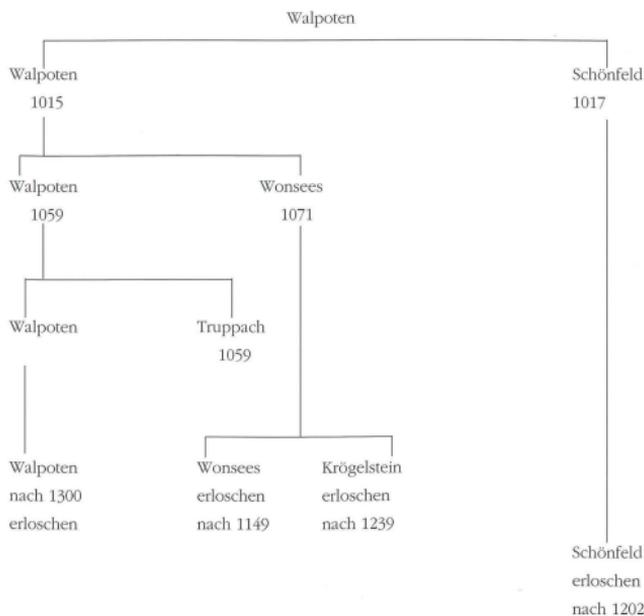
Bantele, G.: Die Belagerung der Plassenburg bei Kulmbach und ihre Belagerung am 24. Nov. 1806; in: *Schlachtfelder zwischen Alpen und Main*, München 1938, S. 202 ff.
Burger, D.: Die Landesfestungen in den Markgrafenbränden -Kulmbach im Zeitalter der Renaissance; Magisterarbeit in der Geschichts- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät der Kath. Universität Eichstätt, unveröffentlicht. Typoskript 1995
Dorfmeier, T.: Schicksale und Beschreibung der zerstörten Vesten Plassenburg, Bayreuth 1816
Haas, H.: *Kirchliche und herrschaftliche Bauinschriften in Kulmbach*, AO 1994, S. 115 ff.
Kunstmann, H.: *Burgen am Obermain unter besonderer Würdigung der Plassenburg*, Kulmbach 1975
Reiche, J. C. E.: *Kulmbach und Plassenburg*, Bayreuth 1796
Schmidt, W.: *Georg Könitzer – Ein Hofe Maler des 19. Jahrhunderts*, Hof 1985

Edelfreie Geschlechter in der Fränkischen Schweiz

Gustav Voit

Fränkische Dynasten waren am Ende des 7. Jahrhunderts bis zur *Radenza* (= Rednitz, heute Regnitz) vorgedrungen. Hier hatten sie den Radenzgau gegründet. Doch schoben die fränkischen Großfamilien während der Kriege Karl Martells gegen den Baiernherzog Oadilo die Grenzen dieses Gaues zum *Nordwald* – dem Frankenwald und dem Fichtelgebirge – vor. Im Bereich der heutigen Fränkischen Schweiz kann man drei Routen der sich unter grundherrlicher Führung vollziehenden Siedlungsbewegungen durch ein fast menschenleeres Gebiet herauslesen: So nahm eine große Dynastenfamilie mit ihren hörigen Leuten den Weg der oberen Wiesent entlang, um den Raum zwischen Hollfeld und dem Zweimainland in Besitz zu nehmen und weiter rodend in die Waldberge einzudringen. Von dieser Großfamilie spalteten sich vier Linien ab. Eine setzte sich in Schönfeld fest, wo sie zwischen 1017 und 1202 nachgewiesen ist. Andere

Zweige nannten sich 1059 nach Truppach und ab 1071 nach dem Sitz Wonsees. Von ihm hatte sich im 12. Jahrhundert eine weitere Nebenlinie abgezweigt, die sich nach ihrer Felsenburg Krögelstein nannte und nach 1239 erlosch. Da die Wonsees kurz nach 1149 ausstarben, fiel ihr Besitz an die Hauptlinie der Großfamilie zurück. Sie hatte seit Jahrhunderten die Stellvertretung im Grafengericht inne und führte deshalb den Amtsnamen *Walpoten*. Bis über die Mitte des 12. Jahrhunderts hinaus standen Angehörige dieser Walpoten in den bischöflich bambergischen Urkunden stets unmittelbar hinter den Grafen an der Spitze der Zeugenreihen. Kurz vor 1156 hatten sie auf übernommenem Wonseeser Grund die Hauptburg Zwernitz erbaut. Der slawische Name dieses Wehrbaues bedeutet Tiergarten – vielleicht damals schon ein Vorgriff auf den späteren Felsengarten *Sanspareil*.



Entwicklung der
Walpoten



Burg Zwernitz
in Sansparell
nahe Hollfeld

Eine zweite dynastische Großfamilie bewegte sich mit ihren Hörigen von den Niederungen der unteren Regnitz zur oberen Leinleiter und weiter zur Aufseß. Hier wurde ein Zweig seißhaft und führte in der Folge den Namen der 1114 erwähnten Burg *Ufsaze* (= Unteraufseß). Noch heute ist dieses malerische Stammschloß im Besitz der freiherrlichen Familie von Aufseß. Die Burgen Freienfels über der oberen Wiesent und Wüstenstein über der unteren Aufseß darf man ebenfalls als weitere Stammsitze der Aufseß ansprechen. Die Familie blüht als letzte der Edelfreien des Nordjuras noch heute. Ein anderer Zweig der Großfamilie setzte sich an der mittleren Wiesent fest und erbaute vor 1122 die Burg Waischenfeld. Er erlosch nach 1216 und wurde von den Greifenstein beerbt, die 1219 den Namen der südlich von Waischenfeld errichteten Burg Schlüsselberg annahmen. Ob die 1217 erwähnten Plankenstein dieser Großfamilie zuzuordnen sind, kann man nur vermuten. Schließlich nahm der Rest der Dynastenfamilie den Weg ins Ahorntal, wo ihm der Glashüttener Forst zunächst Halt gebot. Hier erbaute eine Familie auf einem hohen Felsen über dem mittleren Ailsbachtal die Burg Ahorn. Bucco III. von Ahorn war 1111/1114 Bischof von Worms. Sein Bruder Heinrich I. wurde nach einem Brief eines Bamberger Geistlichen vor 1139 in einer Vision vom Krankenbett weg ins Fegfeuer entführt, weil er das Gelübde einer Wallfahrt zum Grab des heiligen Jakobus nicht erfüllt hatte. 200 Jahre später behandelte Dante in seiner Göttlichen Komödie diesen Stoff. Der in der Vision erwähnte Nikolausaltar auf Burg Ahorn – in castello Aharensi – gab der später auf dem Burgstall erbauten Kapelle den Namen Klaus-

stein. Den Endpunkt dieser Siedlungsbewegung, den oberen Ahornkessel, besetzten schließlich die Volsbach. Einen *Ailbero de Uodelspach*, der 1119 urkundlich erscheint, traf der eben erwähnte Heinrich I. von Ahorn in seiner Vision im Fegfeuer. Die Volsbach erloschen nach 1178. Vielleicht sind die Groß, die als Groß von Trockau noch heute blühen, ihre Erben.

Noch ist eine dritte dynastische Großfamilie zu nennen, die sich um die Ehrenbürg – im Südwesten der heutigen Fränkischen Schweiz – festsetzte. Hier findet man 1112 die Leutenbach. An sie erinnern der Burgstein und die Moritzkapelle. Der Bruder Friedrichs II. von Leutenbach erbaute vor 1142 bei Weismain im Kleinziegenfelder Tal die Burg Niesten. Diese Nebenlinie erlosch um 1188, der Hauptstamm nach 1203. Niesten gelangte an die Herzöge von Meranien. In diesem inzwischen von fränkischen Adelsgeschlechtern gewonnenen und besiedelten Gebiet hatten aber auch in den folgenden Jahrhunderten benachbarte Grafengeschlechter Besitz erworben. So konnten die Grafen von Schweinfurt, die letzten fränkischen Babenberger, weite noch unbebaute Landstriche in Besitz nehmen. Nach ihrem Erlöschen folgten ihnen 1057 die *Aribonen* nach. Pfalzgraf Botho von Kärnten, der durch seine Ehe mit Judith, der Tochter des letzten Schweinfurters, dessen Juragüter erworben hatte, erbaute kurz vor 1070 die Burg Pottenstein über der Püttlach. Der sich abzeichnende Investiturstreit und die folgenden Kämpfe zwischen Saliern, Staufern und Welfen veranlaßten die Grundherren, Menschen und Besitz militärisch zu schützen. Die Zeit des Burgenbaues setzte ein. Hierzu boten sich die steilen Jurafelsen der nördlichen Alb geradezu



an. Kühn hochgeführte Felsennester trotzten jedem Gegner. Diese befestigten Bauten hatten eine Doppelfunktion: Sie waren Wohn- und Verteidigungsbauten. In der Burg sah man bald den Mittelpunkt einer Grund- und Gerichtsherrschaft. Bothos Bruder Graf Aribo stiftete um 1060 am Südrand der heutigen Fränkischen Schweiz den Benediktinerkonvent Weißenhohe. Unmittelbar südlich des Klosters ließ er bei Kirchrüsselbach eine gewaltige Vogtburg entstehen, deren ursprünglicher Name leider nicht überliefert und mit dem Erlöschen der Aribonen in Vergessenheit geraten ist. Der Verfall der Wehranlage begann wohl schon Ende des 12. Jahrhunderts. Die großen Ausmaße des Burgstalles – von der Bevölkerung heute *Katz* genannt – erregen noch heute Bewunderung.

Graf Gozwin, wahrscheinlich ein Angehöriger des späteren Henneberger Grafenhauses, errichtete 150 Meter über dem Viertälertal von Behringersmühle die Burg Gößweinstein, die 1076 erstmals in den Quellen erscheint. Ein Nachkomme des Rangaugrafen Albuin war der Erbauer der Burg Albinstein. Sie wurde wohl beim Staufereinfall 1128 in das Hochstift Bamberg zerstört und unmit-

telbar östlich als Burg Betzenstein neu erbaut. All diese Burgen, die als Bestimmungswort den Namen des Erbauers – Botho, Gozwin, Albuin – tragen, waren zu Beginn des 12. Jahrhunderts als fromme Stiftungen der um ihr Seelenheil fürchten-den Adeligen in den Besitz Bischof Ottos I. von Bamberg gelangt.

Aus dem Donauraum kommend wurden noch zwei bayerische Adelsfamilien im Nordjura ansässig. Die Ettingen – *Otelingen* – hatten 1145 im Nordgau das Prämonstratenserklöster Speinshart gestiftet und über der unteren Wiesent die Burg Reifenberg erbaut. Eberhard wurde 1146 Bischof von Bamberg. Die letzten Angehörigen nahmen am dritten Kreuzzug teil und kehrten nicht mehr zurück. Die Enkel ihrer Schwester, Friedrich III. und Ulrich III. Walpot, erben den Reifenberger Besitz im Steinwald. Burg Reifenberg dagegen gelangte an Bamberg. Auf den Trümmern der im Hussitenkrieg zerstörten Burg entstand eine weithin sichtbare Kapelle, die heute *Vexierkapelle* genannt wird. Schließlich errichtete ein aus dem Raum um Donauwörth stammender bayerischer Edelmann – Leupold – die Burg Leupoldstein, die allerdings schon um 1100 an das Bistum überging, da der Erbauer von einer Pilgerfahrt nicht zurückkehrte.

Bald folgten begüterte Ministerialen – Dienstmannen – dem Beispiel des Adels. So erbauten die Streitberg kurz vor 1120 hoch über der unteren Wiesent ihre namengebende Burg. Hier zeigt sich nun die dritte Funktion von Burgen: Die eben genannte Burg Streitberg schützte den Verkehr auf einer stark frequentierten Straße. Die gleiche Aufgabe mußte auch die 1128 erstmals genannte Burg Wiesenthau erfüllen. Auf einem hohen, weithin wahrnehmbaren Felskoloß erbaute Wicker von Stein vor 1122 eine hochragende Felsenburg, der er seinen Namen – *Wikkerstein* oder *Lapis Wikkeri* – verlieh. Die im Bauernkrieg zerstörte Burg heißt heute Wichsenstein. Sie zeigt allerdings nur mehr spärliche Reste.

Adelige und Ministerialen waren um 1100 zweinamig geworden: Sie bekamen zu ihrem Namen – jetzt der Vorname – einen Burgennamen, der nun Familienname wurde. Noch änderte man gelegentlich den Familiennamen nach wechselnden Ansitzen, doch blieben sie ab 1300 unverändert bei den Geschlechtern haften.

Setzte sich seit dem ersten Viertel des 12. Jahrhunderts der Burgname als Familienname durch, so legten sich die Burgherren seit dem zweiten Viertel ein Wappen zu. Das Wappensymbol wurde auf den Schild des unter Helm und Kettenhemd unkenntlichen Reiters gezeichnet. Diese Wappen findet man allerdings erst in Form von Wachsiegeln an Urkunden des 13. Jahrhunderts in Archiven. Das älteste bekannte Laiensiegel – das der Walpoten – stammt aus dem Jahre 1235. Manchmal



hatte man den Burgennamen als Wappensymbol übernommen. So führten die Rabenstein einen Raben im Wappen, die Schlüsselberg einen Schlüssel, die Spies einen Speiß im Schild. Diese *sprechenden Wappen* sind jedoch nicht sehr häufig.

In der Urkundensprache begegnen die Adligen im 11. Jahrhundert unter dem Titel *milites*, im 12. Jahrhundert als *liberi*. Betonte man vor 1100 mehr den Kriegerstand, so legte man nun Wert auf die freie Geburt. Bei den Dienstmannen wechselte die Bezeichnung von *servientes* zu *ministeriales*. Bei dem ersten Begriff lag die Betonung auf dem Dienst, später erkannte man die Berater- und Verwaltungsfunktion an. Die Edelfreien verschmolzen, soweit sie nicht erloschen oder in den Fürstenstand aufgestiegen waren, im 14. Jahrhundert zur Ständegruppe des niederen, landsässigen Adels.

An der unteren Aisch saß ein edles Geschlecht, dessen Vorfahren sich nicht an der Gewinnung des Nordjuras beteiligt hatten. Von ihm erscheinen 1114 noch ohne Familiennamen in einer Urkunde Bischof Ottos I. von Bamberg drei Brüder – Megingoz, Heinrich und Ulrich. Aus weiteren Quellen ergibt sich, daß ihr Vater, der edle *Liutoldus liber homo*, durch seine Ehe mit Judith, wohl einer Aufseß, reichen Besitz an der oberen Leinleiter ererbt hatte. Als ihr namengebender Stammsitz erscheint 1128 Adelsdorf – *Otlobestorf*. Zu den drei genannten Brüdern gesellte sich 1130 noch Eberhard. Ulrich (I.) war Dompropst zu Bamberg; er starb 1164. Die drei weltlichen Adelsdorfer Brüder begegnen im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts als *liberi* in 42 Bamberger Urkunden. Neunmal führten sie da-

bei den Wechselnamen Creußen. Diese einst bairische Herrschaft war auf dem Erbwege an die Grafen von Kastl-Habsberg gelangt, deren letzter Sproß, Otto II., wahrscheinlich eine Adelsdorferin, wohl eine Schwester Liutolds, geheiratet hatte. Sie verschrieb nach dem Tode ihres Gatten 1124 den ihr verbliebenen Teil des Creußener Güterkomplexes an ihre Adelsdorfer Neffen Eberhard I., Heinrich I. und Megingoz (Meingoz) I., da ihr einziger Sohn Bruno geistlichen Standes war. Er wurde 1123 Bischof von Straßburg und starb 1162 zu Bamberg. Vom Ansehen der Adelsdorfer spricht seine Stellung in der Zeugenreihe des 1149 abgeschlossenen Giechburgvertrages. Die aufgeführten 86 Personen stellen die Führungsschicht des Hochstifts Bamberg dar. Unter den 29 *liberi* werden die drei Adelsdorfer Brüder auf die Plätze 17 bis 19 verwiesen, während die Walpoten und ihre Seitenlinien noch an der Spitze stehen.

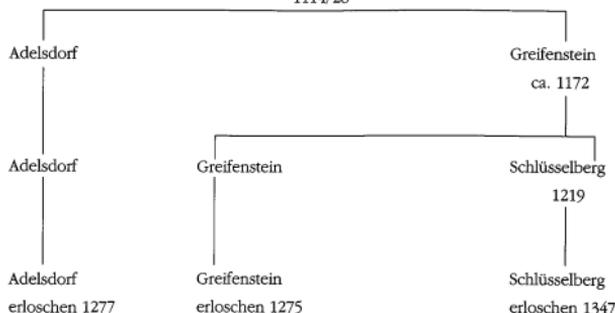
Meingoz II. von Adelsdorf hatte durch seine Ehe mit einer Gräfin von Tirol wohl Mitbesitz an der Herrschaft Greifenstein bei Bozen erworben und erbaute vor 1172 über der oberen Leinleiter bei Heiligenstadt die gleichnamige Tochterburg Greifenstein. Seine Nachkommen führten bis zum Erlöschen den Burgennamen Greifenstein.

Eine Schwester Meingoz' II. heiratete wohl Konrad II. von Waischenfeld. Ihr Sohn Ulrich starb söhnelos kurz nach 1216. So erbten die Enkel Meingoz' II., Eberhard III. und Ulrich III. von Greifenstein, Burg Waischenfeld mit der ausgedehnten

Pottenstein, aufgenommen 1941



Ruine Rabenstein, Blick in den ehemaligen Rittersaal, Aufnahme von 1955



Entwicklung derer von
Adelsdorf/Greifen-
stein/Schlüsselberg

Grund- und Gerichtsherrschaft. Auf einem markanten Felsen über der Wiesent südlich von Waischenfeld errichtete Eberhard III. einen kühnen Burgenbau, der drohend die Talstrecke beherrschte und den Namen Schlüsselberg erhielt. Ob damit der schlüsselförmige Grundriß der Burg angesprochen wurde, steht dahin. Jedenfalls wurde sie für diesen Familienzweig der Adelsdorf-Greifenstein namentlich und wappengebend. Der Erbauer selbst erscheint am 25. November 1219 als *Eberhardus de Sluzselberch* zu Nürnberg als Zeuge in einer Urkunde König Friedrichs II. Die noch blühende Greifensteiner Linie erlosch 1275, die Adelsdorfer Linie starb mit Ulrich IV. 1277 aus.

In dem nach der Ermordung Herzog Ottos von Meranien ausbrechenden zwölfjährigen Erbfolgestreit konnte das Hochstift Bamberg einen großen Teil des von ihm zu Lehen rührenden Radenzgau einziehen. Eberhard V. und Ulrich V., die Söhne Eberhards III. von Schlüsselberg, hatten in den Kämpfen für die Bischöfe Partei ergriffen. Um die hohen Kosten der Waffenhilfe auszugleichen, mußte Bischof Berthold 1260 den Schlüsselbergern die Centämter Neideck und Senftenberg langfristig verpfänden. Damit hatten sie zwischen Aisch und Ailsbach vier Hochgerichtsbezirke in Händen, die aneinandergrenzten und die Grundlage für ein Territorium – eine spätmittelalterliche Landesherrschaft – bildeten. Auf einer beherrschenden Höhe südlich von Ebermannstadt erstand die Burg Schlüsselstein, deren Bestimmungswort ebenfalls Geschlechtsname und Wappen beinhaltete.

Mit dem Besitz der Cent Neideck waren auch die Maut- und Geleitsrechte auf der stark befahrenen Straße von Baiersdorf nach Hollfeld verbunden. Die Schlüsselberger konnten nun den Verkehr zwischen Gosberg und Wüstenstein, vor allem an dem neuralgischen Punkt Streitberg, kontrollieren. Hier erforderte der steile Anstieg zur Albhoch-

fläche Vorspanndienste für die anrollenden Wagenzüge. Diese begehrte Einnahmequelle hatten nun die Schlüsselberger bis zu ihrem Erlöschen in Händen.

Die eben skizzierte Geleitstraße konnte aber auch von der Burg Streitberg gesperrt werden. Die große, auf dem oberen Felsplateau hochragende Kemenate war um 1260/70 im Besitz dreier Streitberger Linien. Unter Ausnützung von Familienstreitigkeiten gelang es Ulrich V. von Schlüsselberg, ein Viertel des oberen Burgareals zu erwerben, auf dem er sofort mit dem Bau einer neuen Kemenate begann. Da er wohl gleichzeitig auf einer der Geleitstraßen zugekehrten Terrasse eine Vorburg anlegte, hatte er den Streitbergern die Kontrolle über diesen wichtigsten Straßenabschnitt allein schon räumlich entzogen. Als Ausgleich hatte Ulrich V. von Schlüsselberg den Streitbergern zwar drei Viertel des noch nicht bebauten Burgareals von Greifenstein übereignet, wo diese sofort drei Kemenaten errichteten. Dennoch fühlten sich die Streitberger übervorteilt und in die Abwehr gedrängt. Sie suchten nun Rückhalt bei einem mächtigen Reichsfürsten, der allerdings wiederum nicht zu nahe aufsaß. So wählte man den Bischof von Würzburg und trug ihm zwei Drittel der großen Kemenate von Streitberg zu Lehen auf. Von Differenzen unter den Streitbergern zeugt allein schon die Tatsache, daß ein Drittel freies Eigen blieb.

In den Jahren 1285/86 urkundete der Schlüsselberger wiederholt auf Burg Streitberg. Von ihr aus leitete er den Ausbau der gegenüberliegenden Burg Neideck. Die 1219 erstmals erwähnte Burg nahm bis dahin nur den Raum der äußersten Felskuppe ein. Nun ließ der Schlüsselberger zwei große Vorburgen entstehen. Drei Schildmauern mit davorliegenden Gräben riegelten den großen Wehrbau vom Bergrücken ab. Die Nord-Süd-Ausdehnung der Burg vom äußeren Halsgraben bis

Literatur:

- Kunstmann, Hellmut, Die Burgen der östlichen Fränkischen Schweiz, Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Reihe IX, Band 20, Würzburg 1965
 Ders., Die Burgen der südwestlichen Fränkischen Schweiz, 1. Teil. Der Südwesten. Unteres Wiesental und Trubachtal, Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Reihe IX, Band 28, Würzburg 1971
 Ders., Die Burgen der nordwestlichen und nördlichen Fränkischen Schweiz, 2. Teil. Leinleiteral, Aufsental und oberes Wiesental und Randgebiete, Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Reihe IX, Band 28, Würzburg 1972
 Ders., Mensch und Burg. Burgenkundliche Betrachtungen an ostfränkischen Wehrbauten, Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Reihe IX, Band 25, Würzburg 1967

zum Wohnturm an der Bergspitze betrug 250 Meter. Ein Ring von Vorburgen umgab diese dreifach gesicherte schlüsselbergische Residenz. Im Westen der Neideck lag unmittelbar neben der Geleitstraße am linken Wiesentufer die Burg Niederfellendorf, in der die schlüsselbergischen Dienstmannen von *Veldorf* hausten. Östlich der Neideck hatte man auf einer Wiesentinsel den *Turm ze Werde* (heute Wöhr) errichtet. Beide konnten den Zugang zur Hauptburg sperren. Die Straße zur südlichen Hochfläche beherrschte der Turm von Wartleiten. Nördlich des Wohnturms der Burg Neideck befand sich in einer Entfernung von 1100 Metern der Kulk, ein Wehrturm, der allerdings in erster Linie durch Lichtsignale die Verbindung zu dem acht Kilometer entfernten Greifenstein herstellen sollte. Der Gipfel, der einst diesen Turm trug, heißt heute *Guckbüll*.

Ulrich V. von Schlüsselberg zog 1278 mit König Rudolf von Habsburg gegen den Böhmenkönig Ottokar. Für seine Verluste in der Schlacht von Dürnkrut erhielt er die Herrschaft Neunhof mit fünf zugehörigen Dörfern. Neunhof ist heute ein Ortsteil der Stadt Lauf a. d. Pegnitz. In der darüber 1279 zu Wien ausgefertigten königlichen Urkunde titulierte man ihn mit

Ulriscus comes de Sluzelberg.

Ulrich führte jedoch nie diesen ausgesprochenen Grafentitel. Dafür brachte er wahrscheinlich seinen Enkel Konrad (II.) am Königshof in Wien als Pagen unter. Hier entwickelte sich dann dessen Freundschaft zu dem fast gleichaltrigen bayerischen Herzogssohn Ludwig (IV.), dem späteren König und Kaiser, dem Enkel Rudolfs von Habsburg.

Eberhard V. von Schlüsselberg, der Bruder Ulrichs V., stiftete um 1280 das Zisterzienserinnenkloster Schlüsselau im Tal der Reichen Ebrach. Damit hatte sich das Geschlecht eine würdige Grablage und einen geistlichen Mittelpunkt geschaffen, in dem für *ewige Zeiten* für das Seelenheil der Schlüsselberger gebetet werden sollte. Ulrich VI. von Schlüsselberg, Ulrichs V. gleichnamiger Sohn, wurde 1322 Bischof von Brixen.

Konrad II., der Enkel Ulrichs V., war der letzte männliche Sproß des Geschlechts. Er war 1314 an der Königswahl Ludwigs IV. von Bayern eifrig beteiligt, kämpfte in dessen Reihen in den Gefechten von Gammelsdorf, Speyer, Augsburg, Buchloe und Eßlingen sowie in der Entscheidungsschlacht 1322 zu Mühlhof, wo er die Reichssturmfahne trug. Er begleitete den König 1328 zur Kaiserkrönung nach Rom und stand auch dann noch im Lager des Witelzbachers, als dessen Widersacher, vor allem die Bischöfe von Bamberg und Würzburg sowie die Burggrafen von Nürnberg, zum Gegenkönig Karl IV. übertreten waren. Diese erkaufen sich mit



Ruine Neideck, aufgenommen 1955

der Niederrichtung des Schlüsselbergers, des witelzbachischen Parteigängers, mit Gewinn den Einstand beim neuen König. Im Sommer 1347 fielen sie in das Territorium Konrads II. von Schlüsselberg ein und belagerten ihn in seiner Burg Neideck. Bei der Beschießung wurde Konrad am 14. September von einem Pleidenstein tödlich getroffen. In Kloster Schlüsselau fand er seine letzte Ruhe. Die Sieger teilten untereinander dessen Juraterritorium auf und fanden seine Töchter mit Geld ab. Er war ein Opfer der Hausmacht- und Erwerbspolitik seiner fürstlichen Nachbarn.

Der Tod des letzten Schlüsselbergers wurde in ganz Franken betrauert. Hatte er doch das Idealbild eines Ritters verkörpert. Die Tugenden, die er bei der Schwerleite beschworen hatte, waren für ihn bis zu seinem Tode richtungweisend: Tapferkeit im Kampf und voller Einsatz aller Kräfte, Treue zu Kaiser und Reich. Eine geschlossene Freundschaft war für das ganze Leben bindend. Er war stets Förderer und Stifter von Klöstern und Kirchen. Beschützer von Armen und Kranken. Die in seinem Territorium ansässigen Juden beschützte er vor Verfolgung, vor allem von seiten der Burggrafen von Nürnberg. Konrad war ein Edelmann im wahrsten Sinn des Wortes. Der Sänger Lupold von Würzburg beginnt seine *Ehrenrede*, den ersten Nachruf in deutscher Sprache, mit den Worten:

*Nu wil er uns bie sage
Gar ein derbermliche clage,
Wie der von Sluzelberg den tot
Neme. Fur den bitte wit Got! ...*

*Der was ein rehter pantyr held,
Als in ein Rieche bet uz erwelt,
Im sine ere bie beuarn.*

*Den fanen mit den adelarn
Furt im der unuerdrozzen
Und hoat sin bluot vergozzen
Wol uber zwir by dem Riech.*

Literatur (Forts.):
Voit, Gustav, Der Adel am Obermain, Genealogie edler und ministerieller Geschlechter von 11. bis 14. Jahrhundert, Die Plassenburg, Band 28, Kullmbach 1969
Ders., Die Schlüsselberger, Geschichte eines fränkischen Adelsgeschlechtes, Schriftenreihe der Altinberger Landschaft, Band XXXVII, Nürnberg 1988
Voit, Gustav, Kaalich, Brigitte, und Ruffer, Walter, Vom Land im Gebirg zur Fränkischen Schweiz. Eine Landschaft wird entdeckt, Schriftenreihe des Fränkische-Schweiz-Vereins, Die Fränkische Schweiz – Landschaft und Kultur, Band 8, Erlangen 1992
Voit, Gustav, Die Walpoten. Auf den Spuren des ältesten Adelsgeschlechtes der Fränkischen Schweiz, Schriftenreihe des Fränkische-Schweiz-Vereins, Die Fränkische Schweiz – Heimatkundliche Reihe, Band 11, Erlangen 1996

Sonnenuhren an Burgen und Schlössern

Karl Schwarzinger



Schloß Herberstein,
Stubenberg,
Florentinerhof, 1521

Der Begriff Sonnenuhr

Sonnenuhren zählen zu den ältesten und wichtigsten Erfindungen des Menschen. Man kannte sie bereits vor mindestens 4000 Jahren. Obwohl man sie heute nicht mehr benötigt, sind sie aus unserer Welt nicht verschwunden. Es entstehen nach wie vor Sonnenuhren an Hausfassaden oder in Gärten. Der Grund dafür ist wohl vielschichtig. Vorwiegend liegt es daran, daß die Sonnenuhr eine Verbindung herstellt zwischen Himmels und Erde, zwischen Mensch und Kosmos.

Die Bezeichnung Sonnenuhr ist ein Sammelbegriff. Man versteht darunter ganz allgemein ein Gerät zur Messung von Sonnenkoordinaten.

Wenn sie auch landläufig als ein Gerät zur Messung der Tageszeit bekannt ist, so umfaßt sie einen wesentlich größeren Nutzbereich. Man kann Kalenderdaten (Datum, Sonnenwenden, Äquinoktien), astronomische Werte (Deklination, Rektaszension, Azimut und Höhe der Sonne usw.), geographische Daten (geogr. Breite, Ebbe und Flut) und sogar astrologische Einzelheiten (Aszendenten, astrolog. „Häuser“ u.a.) ermitteln. Allerdings muß dann das Zifferblatt der Sonnenuhr entsprechend berechnet und konstruiert werden.

Aber selbst bei der Messung der Tageszeit gibt es Variationen. Es gibt Sonnenuhren für die Bestimmung der wahren und mittleren Ortszeit, der temporalen Stunden, der Gebetszeiten, der italienischen und babylonischen Stunden und schließlich der Zonenzeit.

Sie erkennen aus dieser Aufzählung bereits, eine Sonnenuhr kann wesentlich komplizierter und uni-

verser sein, als herkömmlich angenommen wird. Und schließlich sei noch angemerkt: Obwohl der Mensch schon Jahrtausende hindurch mit Sonnenuhren zu tun hat, ist ihre Entwicklung noch lange nicht abgeschlossen. Durch neue Technologien, welche uns in erster Linie die Elektronik beschert hat, werden ständig neue Sonnenuhrentypen entwickelt und gebaut. Sie können sich daher vorstellen, daß auf diesem Gebiet keine Langeweile um sich greift.

Der Gnomon als Ursprung für die Sonnenuhr

Nach dem im 5. Jahrhundert v. Chr. lebenden griechischen Geschichtsschreiber Herodot haben die Griechen die Konstruktion von Sonnenuhren von den Babyloniern gelernt. Weiters schreibt er: Die Sonnenuhr hat sich aus dem Gnomon entwickelt. Das Wort Gnomon kommt aus dem Griechischen und bedeutet soviel wie Weiser, Stab. Damit bezeichneten die Griechen den Stab einer Sonnenuhr. Abgeleitet davon bedeutet Gnomonik die Lehre von den Sonnenuhren.

Die Babylonier, welche 2000 Jahre v. Chr. bereits ein hohes astronomisches Wissen besaßen, verwendeten den Gnomon, einen senkrecht auf eine horizontale Ebene gestellten Stab, als astronomisches Meßgerät. Mit Hilfe des Schattens eines Gnomons konnten sie nicht nur die Südrichtung exakt bestimmen, sondern auch die Sonnenwenden, die Tagundnachtgleichen und damit einen Kalender entwickeln.

Im Altertum waren es die Griechen, welche auf der Grundlage des Gnomons die ersten Sonnenuhren für die Messung der Tagesstunden konstruierten. Im Altertum wurden der lichte Tag, also die Zeitspanne von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang, sowie die Nacht in jeweils zwölf Teile geteilt. Da die Länge dieser Zeitspannen von der Jahreszeit abhängig ist, ergaben sich im Laufe des Jahres ungleich lange Tag- und Nachtstunden. Man nennt sie daher temporale Stunden.

Verbreitung der Sonnenuhren in Europa

Erst mit der Christianisierung und dem Aufkommen der Klöster in Europa, etwa im 7. Jahrhundert, kam auch die Sonnenuhr in unser Gebiet. Mönche benutzten sie zusammen mit Wasseruhren und anderen Hilfsmitteln zur Einhaltung der nach den

strengen Klosterregeln vorgeschriebenen sieben Gebetszeiten. Die Grundlage für die Tageseinteilung bildeten immer noch die antiken Temporalstunden, also die Zwölf-Stunden-Teilung vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang. So wird zum Beispiel heute noch das Mittagsgebet als ‚Hora sexta‘, also zur sechsten Stunde, bezeichnet.

Die als Gebetsuhren bezeichneten einfachen Sonnenuhren haben einen waagrechten Schattenstab und enthalten meist nur die den Gebetszeiten entsprechenden Stundenlinien. Besonders in England, aber auch in Deutschland sind meist an romanischen Kirchen noch viele vorhanden. In Österreich ist noch eine an der romanischen Kirche in Schöngrabern zu sehen.

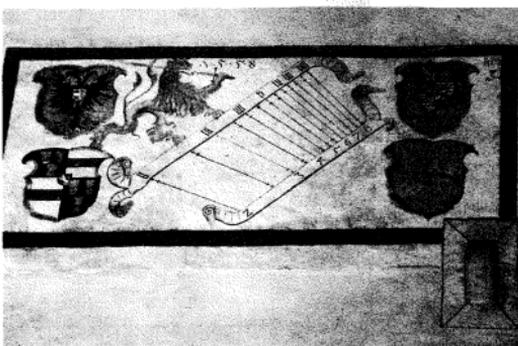
Das goldene Zeitalter der Sonnenuhr

In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts begannen die Räderuhren ihren Siegeszug in Europa. Die ersten öffentlichen Uhren wurden in Oberitalien (Mailand 1336, Florenz 1354) und Deutschland (Nürnberg um 1350) errichtet. Die erste Schlaguhr von St. Stephan in Wien ist vor 1380 entstanden. In den Büchern des Wiener Kammeramtes findet sich in diesem Jahr der Hinweis, daß der Wächter von St. Stephan „für das Schlagen der Stunden“ gesondert bezahlt wurde.

Die Räderuhren revolutionierten das Leben der Städte. Sie bewirkten darüber hinaus eine entscheidende Änderung der Tageszeiteinteilung. Statt der Temporalstunden wurden nun die sogenannten Äquinoktialstunden eingeführt, also jene Stunden-zählung, die bisher schon zu den Äquinoktien, an denen Tag und Nacht gleich lang sind, gebräuchlich waren. Man zählte von da an zwölf Stunden von Mittag bis Mitternacht und wiederum zwölf Stunden von Mitternacht bis Mittag. Die Stunden waren das ganze Jahr hindurch gleich lang.

Eine dominierende Rolle erhielten die Sonnenuhren, da sie zur Gangkontrolle der Räderuhren eingesetzt wurden. Es war daher notwendig, zu jeder Räderuhr mindestens eine Sonnenuhr anzubringen. Darüber hinaus mußte ein neuer Typ von Sonnenuhren erfunden werden. Die bisherigen Sonnenuhren, welche die Temporalstunden anzeigten, waren ungeeignet.

Der neue Sonnenuhrentyp ist heute noch gebräuchlich. Sein Charakteristikum ist der erdachsparallele Stab (auch Polstab genannt). Er tauchte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf. Sein Erfinder ist nicht bekannt. Es wird vermutet, daß der Wiener Astronom Georg von Peuerbach an der Entwicklung beteiligt war. 1451 war er Lehrer an der Bürgerschule nächst St. Stephan (heute Churahaus). Damals hat er eine Polstabsonnenuhr an einem nach Süden gerichteten Chorpfeiler des Stephansdoms angebracht. Die heute dort noch vor-



handene Sonnenuhr ist vermutlich eine später erneuerte Uhr.

Laut den Rechnungsbüchern der Stadt Hall entwarf 1452 Magister Martin, Schulmeister in Hall in Tirol, für die Stadtpfarrkirche in Hall eine Sonnenuhr mit Polstab. Sie zählt zu den ältesten in Österreich. Sehr früh, nämlich 1473 wurden am Zwölferturm in Sterzing eine Räderuhr und eine Sonnenuhr angebracht. Die älteste noch vorhandene Sonnenuhr in einem Schloß in Österreich dürfte jene im Schloß Herberstein in der Steiermark von 1521 sein. Eine weitere von 1529 gibt es an einem Nebengebäude des Schlosses Pitzelstätten in Wölfnitz bei Klagenfurt.

Um 1500 gab es bereits Bücher über die Konstruktion von Sonnenuhren. Auch Albrecht Dürer veröffentlichte in einem Architekturbuch eine Anleitung zum Bau von Sonnenuhren.

Die meisten Sonnenuhren wurden an den Wänden von Kirchen und öffentlichen Gebäuden errichtet. Sie waren die einzige Kontrolle der Räderuhren und daher unentbehrlich. Die Räderuhren waren den Sonnenuhren untergeordnet.

Oben: Schloß Pitzelstätten, Klagenfurt, Wirtschaftsgebäude, 1529

Raabs an der Thaya, Schloß, Vorburg, Hof, 1558

Links: Schloß
Ambras, Innsbruck,
Hochschloß, um 1570



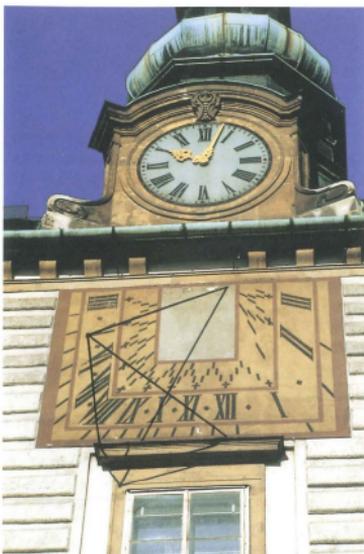
Rechts: Burg
Hochosterwitz,
St. Georgen, 16. Jh.



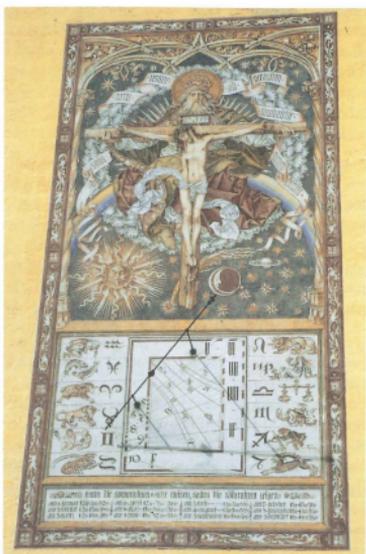
Am Anfang waren die Sonnenuhren sehr einfach. Im Laufe der Zeit, insbesondere in der Barockzeit, war man bestrebt, die Sonnenuhren künstlerisch

auszugestalten. Man brachte Sinnsprüche an, Wap-
pen, Verzierungen aller Art, Chronogramme und
vieler mehr.

Links: Hofburg,
Äußerer Burghof,
Wien, 18. Jh.



Rechts: Schloß
Lipperheide, Münster,
1893





Links:
Schloß Drösiedl,
Hauptgebäude,
Ludweis-Aigen, 1578



Rechts:
Schloß Velthurns,
Feldthurns,
verm. 16. Jh.



Links:
Schloß Trumau,
Innenhof 1676



Rechts: Schloß
Büchsenhausen bei
Innsbruck, 17. Jh.



Links: Keller- und
Hyronimusschloß,
Dürnstein, Mittelrisa-
lit, 1714



Rechts:
Schloß Hainfeld,
Leitersdorf, Innenhof,
verm. 18. Jh.



Links: Schloß Weyer,
Gmunden,
verm. 18. Jh.

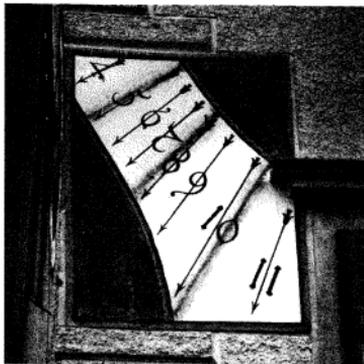


Rechts:
Schloß Grafenegg,
Innenhof, 1873

Außerdem wurde ihr gnomonischer Wert vergrößert. Ab dem 16. Jahrhundert wurden die Zifferblätter der Sonnenuhren mit zusätzlichem astronomischen Lineament bereichert. Man wollte auf der Sonnenuhr nicht nur die Tageszeit ablesen, sondern auch das Datum, die Länge des lichten Tages, die Stunden seit Sonnenaufgang bzw. Untergang und vieles mehr.

In den Klöstern gab es meist die besten Experten für Astronomie und Gnomonik. Daher findet man insbesondere in den Stiften und Klöstern, aber auch in Schlössern die kunstvollsten und astronomisch anspruchsvollsten Sonnenuhren. Auch die Anzahl ist oft bemerkenswert. So gibt es zum Beispiel im Schloß Raabs an der Thaya 13 und im Benediktinerstift Altenburg neun Sonnenuhren.

Laxenburg,
Altes Schloß,
Quertrakt Ostseite,
1670



Festung Kufstein,
1733



Einführung einer neuen – einer mittleren Zeit

Goldene Zeitalter dauern bekanntlich nicht ewig. Das mußten auch die Sonnenuhren erfahren. Ihre ‚Götterdämmerung‘ hat aber nichts zu tun mit ihrer Genauigkeit oder Verlässlichkeit, die bis heute unbestritten ist. Sie zeigt die Zeit, welche uns die Sonne seit ihrem Bestand liefert und sicher noch lange liefern wird.

Bereits im 17. Jahrhundert stellte man fest, daß die Sonnenuhren mit den konstant laufenden Räderuhren nicht in Einklang zu bringen sind. Besonders im Frühjahr gehen die Räderuhren gegenüber den Sonnenuhren vor und im Herbst nach. Zuerst gab man den schlecht funktionierenden Räderuhren die Schuld. Als es aber in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die minutengenaue Pendeluhr an den Sternwarten gab, war es erwiesen, die ungleichmäßige Zeit liegt bei den Sonnenuhren.

Den endgültigen Beweis lieferten die Gesetze über die Bewegungen der Planeten von Johannes Kepler. Die Sonne liefert keine gleichmäßige Zeit. Die elliptische Bahn der Erde um die Sonne und die Schiefe der Erdschse zur Ekliptik (Erdbahn) lassen die Sonne scheinbar ungleichförmig ihre Bahn ziehen.

Ende des 18. Jahrhunderts entschloß man sich, eine neue, eine sogenannte mittlere Zeit einzuführen, die man so berechnete, als würde die Erde die Sonne in einer exakten Kreisbahn im Jahreslauf umrunden und sich dabei ständig in der Äquatorebene befinden. Seit dieser Zeit gehen die Sonnenuhren manchmal bis 15 Minuten vor bzw. zurück, und zeitweise ist die Differenz null. In einer sogenannten Zeitgleichungstabelle kann man die Differenz für jeden Tag des Jahres ablesen.

Allerdings waren die Erfinder nicht müßig, und so gibt es seit der Zeitumstellung auf mittlere Zeit auch Sonnenuhren, welche die mittlere Zeit anzeigen. Auf diesen Uhren sind die Zeitlinien keine Geraden sondern sind gekrümmt.

Die Zonenzeit

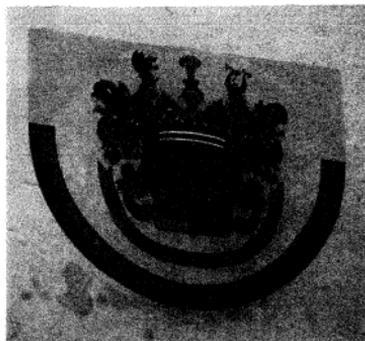
Mit dieser mittleren Zeit war aber der Mensch nur kurz zufrieden. Es mußte im 19. Jahrhundert nochmals die Tageszeit neu definiert werden. Diesmal war es die leidige Ortszeit, die man beseitigen mußte. Auf Grund der Sonnenbahn von Ost nach West ist nicht überall gleichzeitig Mittag. Anders ausgedrückt: Orte auf unterschiedlichen Längengraden haben unterschiedliche Ortszeiten.

Im Jahre 1894 kam es weltweit zur Einführung der Zonenzeiten. Ausgangspunkt für dieses Zeitmaß ist der Nullmeridian durch Greenwich. Von diesem Nullmeridian ausgehend werden weitere Zonenzeiten für die Meridiane, die durch 15 teilbar sind, definiert. Für den Großteil von Europa gilt seither die mittlere Ortszeit der Orte am 15. Längengrad östlich von Greenwich als Gebrauchszeit. Man nennt sie Mitteleuropäische Zeit (MEZ). Es gibt seither auch Sonnenuhren, welche diese Zonenzeit anzeigen. Als letzten Streich hat man in unserem Jahrhundert darüber noch die Sommerzeit eingeführt. Vom Frühling bis Herbst wird die MEZ nochmals um eine ganze Stunde vorverlegt.

Schlußwort

Unsere Gebrauchszeiten (MEZ, Sommerzeit) haben also nur mehr bedingt etwas mit der guten alten Sonne zu tun. Das ist schade, die moderne Zeit kann mit der „Sonnenuhrenzeit“ nicht leben. Um so erfreulicher ist es, daß die Sonnenuhr trotzdem nicht von der Bildfläche verschwunden ist.

Zum einen werden zum Glück die historischen Sonnenuhren, welche zu einem wertvollen Kulturgut zählen, weitgehendst geschützt und erhalten.



Links: Schloß
Liemberg, Liebenfels,
verm. 18. Jh.

Rechts:
Schloß Frauchheim,
Ragnitz, Innenhof,
verm. 20. Jh.

Zum anderen gibt es immer mehr Menschen, die sich eine neue Sonnenuhr am Haus oder im Garten bauen. Insbesondere in den letzten Jahrzehnten ist es zu einer wahren Renaissance der Sonnenuhren gekommen.

Erklärungen zu den Bildern

Stubenberg, Schloß Herberstein, Florentinerhof

Das Zifferblatt ist in eine Marmorplatte von etwa 40 x 40 cm eingemeißelt. Die Sonnenuhr zählt zu den ältesten in Österreich. Sie ist mit der Jahreszahl 1521 datiert. Der Stab fehlt. Es ist nicht eindeutig feststellbar, ob sie einen waagrecht oder polaren Stab besessen hat. Die Stundenlinien sind sowohl arabisch als auch römisch jeweils mit gotischen Ziffern bezeichnet. In den unteren Ecken ist je ein Wappen zu erkennen.

Es handelt sich um das Zifferblatt einer Süduhr. Im Hof des Schlosses ist sie allerdings auf einer Ostwand eingemauert. Vermutlich wurde sie zu einem späteren Zeitpunkt dorthin versetzt.

Raabs an der Thaya, Schloß, Vorburg, Hof

Eine Sonnenuhr aus dem Jahr 1558 im Renaissancestil. Aus der Lage der Stundenlinien erkennt man, daß die Wand nach WNW zeigt. Der Schattenstab fehlt. In diesem Hof befinden sich noch weitere fünf Sonnenuhren.

Innsbruck, Schloß Ambras, Hochschloß

Auf der Außenwand des Hochschlosses an der Westseite befindet sich eine bemerkenswerte Sonnenuhr. Oberhalb des Zifferblattes der Sonnenuhr sind das Wappen des Erzherzogs Ferdinand II., das Goldene Vlies sowie der Tiroler Herzogshut zu erkennen.

Darunter der lateinische Spruch: PRETIVM LABORVM NON VILE. Es handelt sich um den Wahlspruch des österreichisch-spanischen Ordens vom Goldenen Vlies in üblicher deutscher Übersetzung:

„Kein geringer Preis der Arbeit“. Wörtlich: „Ein nicht geringer Preis für die Mühen“, wohl zu ergänzen: „ist das goldene Vlies“; siehe die griechische Sage vom Argonautenzug, mit dem der Ordensgründer Philipp der Gute, Herzog von Burgund (1419–1467), seinen geplanten Kreuzzug nach Syrien vergleichen wollte.¹⁾

Die Entstehung des Freskos (rekonstruiert nach einem Entwurf von Joh. Deininger) ist nach seiner heraldischen Komposition vor 1573/74 anzusetzen.²⁾

Trumau (bei Baden), Schloß, Innenhof

Im Schloß, im Besitz des Stiftes Heiligenkreuz, wurden bei Restaurierungsarbeiten im Jahre 1992 drei Sonnenuhren unter dem Verputz entdeckt. Eine davon ist hier abgebildet.

Sie stammt, wie aus dem Chronogramm im Spruch hervorgeht, aus dem Jahre 1676. Im Bild ist der Badenbergerherzog Leopold III. der Heilige abgebildet.

Der Spruch mit dem Chronogramm lautet:

sVbDIVI MarChlonIs patronat Vtepla pLOret AV-
strla. Achtung: statt ploret müßte es vermutlich
richtig floret heißen.

Die Übersetzung (mit Vorbehalt) lautet in etwa:
Unter Utepia [Eigenname?] der Herrin des göttlichen
Markgrafen erbliht Österreich.

Dürnstein in der Wachau, Keller- oder Hyronimus- schloß

Das Bemerkenswerteste an dieser Sonnenuhr ist der Spruch oberhalb des Bildes, welches eine Herrengesellschaft im Zeitkostüm des beginnenden 18. Jahrhunderts darstellt. Das Jahr der Entstehung der Sonnenuhr ist im Spruch verschlüsselt als Chronogramm angegeben mit 1714:

Anno et Mense oCtoberI qVo ELIsabetha AVgVsta
CaesarIs CaroLI seXI ConIVnX Coronata VngarIae
regIna salVtata fVIt.

¹⁾ Die Erklärung des Spruches wurde einem Brief vom 24.2.1996 von Mag. Fritz Geißler, 6020 Innsbruck, Speckbacherstr. 20, Tel. 0512/58 69 84, entnommen.

²⁾ Vgl. Hye, Franz-Heinz: Stäuten, Wappen, Dynastien (Veröffentlichung des Innsbrucker Stadtarchivs 18, N.F.), Innsbruck 1988, 553.



Burg Strechau, Pulverturm, Lassing, verm. 20. Jh.

Literatur:
Drecker, Joseph, „Die Theorie der Sonnenuhren“, in: Die Geschichte der Zeitmessung und der Uhren, (Vereinigg. wiss. Verleger Walter de Gruyter & Co.), Berlin/Leipzig 1925
Philipp, Hugo/Roth Daniel/Bachmann, Willi, „Sonnenuhren – Deutschland und Schweiz“, Katalog der ortsfesten Sonnenuhren, 1994, 16 x 24, 750 Seiten, hrsg. v. der Dt. Ges. f. Chronometrie, Zierwerg 8, D-71254 Dietzingen, Tel./Fax 07156/951640.
Rohr, René R. J. „Die Sonnenuhr“, Geschichte, Theorie, Funktion (Callwey) München 1982.
Ruzatti/Giudiceandrea/Neumair, „Die Spur der Sonne“, Sonnenuhren in Südtirol, (Athesia) Bozen, 1996, 21 x 28, 192 Seiten, ca. 200 Farbphotos.
Schumacher, Heinz, „Sonnenuhren I“, Gestaltung, Konstruktion, Ausführung, (Callwey) München 1984.
Schwarzinger, Karl, „Katalog der ortsfesten Sonnenuhren in Österreich“, hrsg. v. Österr. Astronomischen Verein, 1993, 24 x 16, 33 Fotos, Bestellungen: Karl Schwarzinger, Am Tigls 76a, A-6073 Sistrans, Tel./Fax: 0512/ 37 88 68.
Zenkert, Arnold, „Faszination Sonnenuhr“, Anleitungen zur Konstruktion von Sonnenuhren, (Harri Deutsch) Thun/Frankfurt a. M. 1996, 24 x 21, 168 Seiten.

Die Übersetzung lautet: Im Jahre und Monat Oktober [1714], in welchem Kaiserin Elisabeth, die Gemahlin Kaiser Karls VI., als gekrönte Königin von Ungarn begrüßt wurde.

Da die Gattin des letzten Habsburgers, die braunschweig-wolfenbüttelsche Prinzessin Elisabeth Christine, am 18. Oktober 1714 zur Königin von Ungarn gekrönt wurde, so geht aus obiger Inschrift klar das Vollendungsjahr des Kellerschlössls, 1714, hervor.?)

Diese Sonnenuhr ist ein Beispiel dafür, daß eine Sonnenuhr als historisches Dokument dienen kann.

Weiters gibt es noch sehenswerte Sonnenuhren bei folgenden Burgen/Schlössern:

GEMEINDE	Ld	ORTSTEIL	GEBÄUDE	ZU
<i>Österreich</i>				
Klagenfurt	K	Wölfnitz, Pitzelstätten	Schloß Pitzelstätten	1529
Liebfels	K	Liemberg	Schloß	v.18. Jh.
St. Georgen am Längsee	K	Hochosterwitz	Burg Hochosterwitz	16. Jh.
Etsdorf-Haitzendorf	N	Grafenegg	Schloß Grafenegg	1873
Luxenburg	N	Im Park	Altes Schloß	1670
Ludweis-Aigen	N	Drösiedl	Schloß Drösiedl	1578
Gmunden	O	Weyer	Schloß Weyer	v.18. Jh.
Leitersdorf im Raabtal	St	Hainfeld	Schloß Hainfeld	v.18. Jh.
Ragnitz	St	Frauheim (Schloß)	Schloß Frauheim	v.20. Jh.
Lassing	St	Strechau	Burg Strechau	20. Jh.
Innsbruck	T	Hötting	Schloß Büchsenhausen	17. Jh.
Kufstein	T	Festung	Festung Kufstein	1733
<i>Südtirol</i>				
Feldthurns			Schloß	v.16. Jh.

Abk.: ZU = zeitliche Zuschreibung; v. = vermutlich; Ld = Land; K = Kärnten; N = Niederösterreich; O = Oberösterreich; St = Steiermark; T = Tirol

Wien, Hofburg, Äußerer Burghof

Die Sonnenuhr stammt vermutlich aus dem 18. Jahrhundert und wurde offensichtlich zur Kontrolle der darüber befindlichen Räderuhr angebracht. Mit Hilfe der kurzen Striche im inneren rechteckigen Feld ist eine direkte Ablesung von zehn Minuten möglich.

Markt St. Florian, Schloß Tillysburg, Hof

Die Sonnenuhr mit römisch-gotischen Ziffern zeigt eine Abbildung des Schloßes, umrahmt mit sechs Wappen der Besitzer vom 17. bis 19. Jahrhundert. Darunter steht die jeweilige Jahreszahl der Besitzübernahme.

Münster (Bezirk Kufstein), Schloß Lipperbeide (Neu Matzen)

Das Zifferblatt der Sonnenuhren ist gnomonisch sehr interessant gestaltet. Die Hauswand zeigt nach ONO, die Uhr ist daher nur in den frühen Vormittagstunden verwendbar. Neben den Stundenlinien für die wahre Ortszeit sind die Monatslinien des Tierkreises mit den zugehörigen Tierkreisbildern erkennbar. Darunter eine Korrekturtabelle zur Umrechnung der wahren in die mittlere Ortszeit. Oberhalb ein künstlerisch hervorragend gestalteter Gnadenstuhl, umgeben mit einem Spruchband: A solis ortu usque ad occasum laudabile nomen domini. Die Übersetzung: Von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang sei der Name des Herrn gelobt.

Schloß Tirol – Dante, Boccaccio und die Maultasch

Ludwig Walther Regele

Die Vermutung, Dante Alighieri habe seinen Fuß auf Tiroler Boden gesetzt oder Schloß Tirol erkannt und besucht, beruht auf jener bekannten Stelle im *Inferno*, 20. Gesang, wo es heißt:

Suso in Italia bella giace un laco,
a piè de l'alpe che serra Lamagna
sovra Tiralli, c'ha nome Benaco.
Per mille fonti, credo, e più si bagna
tra Garda e Val Camonica e Pennino
de l'acqua che nel detto laco stagna.

Die meisten Kommentare begnügen sich mit der Feststellung, daß es sich hier um jenen Abschnitt der rätischen Alpen handelt, der die südliche Grenze der deutschen Länder (Lamagna) entweder nördlich von Schloß Tirol ober Meran oder von Tirol allgemein bildet. „Tiralli“ wird als die alte, ladinische Bezeichnung für Tirol angesehen, die auch in den Dokumenten dieser Zeit vorkäme und nicht nur das Schloß, sondern die Grafschaft insgesamt meinte. Schwieriger ist die Deutung Pennino; im Mittelalter wird für die Alpenkette oder einen Teil derselben auch *Alpes Apeninae* gesagt. Auch Dante – der die Alpen mitunter *Apenino* nennt – verwendet den Ausdruck anderswo (*De vulg. eloq.* I, VIII, 9; *Epist.*, VII, 5). Somit wäre hier die Gegend zwischen Val Camonica und dem Gardasee gemeint, des sich aus tausend Quellen der Alpen speichernden Sees. „Alpe“ ist hingegen bei Dante das Gebirge allgemein, ohne besonderen Bezug auf die Alpenkette.

Nun ist Dante nicht immer ein Vorbild geographischer Exaktheit, einige seiner Angaben lassen stark zweifeln, ob er überhaupt in diesem Gebiet jemals gewesen ist, und alle Streitfragen, wie z. B. die, ob Dante in Istrien gewesen ist, konnten nicht gelöst werden. Ähnlich verhielte es sich bei dieser zitierten Stelle, wenn nicht Mittelalter und Zeitgeschichte sich hier begegneten; hat man doch aus dieser Stelle auch politisch-zeithistorische Argumente geschöpft. Nun ist der Begriff Zeitgeschichte nicht gerade ein geglückter. Jede Zeit hat ihre Geschichte, und jede Geschichte bezieht sich auf Zeit. Die Geschichte, um die es hier geht, bezieht sich auf die Lebenszeit Dantes und auf die Zeit vor und unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg.

Erst Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde Dante nicht zuletzt von der deutschen Romantik, den Brüdern Schlegel, seiner prominenten Vergessenheit entrissen, doch bald wurde der Dichter des Reiches in ein enges nationales Korsett gepreßt,



Dante-Denkmal in Trient (um 1910)

das ihm nie zustand. Die Zeit des Risorgimento sah in ihm den Verkünder der italienischen Einheit, nicht den Anhänger des mittelalterlichen Universalismus, den Verfechter eines starken, geeinten Reiches, dem auf jeden Fall das *Regnum Italiae* und „Lamagna“ angehört, unter der Führung des römisch-deutschen Kaisers – eines Reiches, das die einzige rechtmäßige Ordnungsmacht der Staatenwelt ist. Eine heillos zerfahrene Welt sah Dante vor sich: ein Deutschland im Norden, das sich Heiliges Römisches Reich nennt, aber nach dem tragischen Untergang der Staufer sich nicht mehr um Italien kümmert, den „Garten des Reiches“, und ein Frankreich, das längst unerlaubt aus dem Reichsverband ausgebrochen ist. Nun richtet sich all seine Hoffnung auf den 1308 zum deutschen König gewählten Heinrich VII., als dieser den Entschluß bekanntgab, nach Italien aufzubrechen, um das Kaisertum im alten staufischen Glanz zu erneuern. Dante hielt sich in der Verbannung lange in Verona auf, auf Cangrande della Scalas Anregung geht vielleicht sein Werk „*De Monarchia*“ zurück, in dem er die weltlichen Herrschaftsansprüche der Kirche energisch zurückweist und die Unabhängigkeit der weltlichen von der geistlichen Macht fordert.

Schwer ist zu beurteilen, ob Dante von der Zugehörigkeit nicht nur Tirols, sondern auch des Bistums Trient zum *Regnum Teutonicum* wußte. Während seiner Veroneser Jahre dürfte sich der Dichter im Grenzbereich aufgehalten haben, und lediglich die Frage, wie weit er auf seinen unstenen Fahrten gelangte, öffnet allen Spekulationen Tür und Tor. So glaubt schon der Dante-Biograph Bal-

Links:
Giovanni Boccaccio,
kolorierter Stich



Rechts:
Dante Alighieri,
kolorierter Stich



bo (1853) für eine Wanderung von Verona durch das Etschtal bis nach Trient genug Belege in der Göttlichen Komödie zu finden, und in der Tat wird von den meisten italienischen, auch einigen deutschen Biographen ein Abstecher in das Gebiet des Trienter Bischofs als gesichert angesehen, allerdings erst in der Zeit seines zweiten Aufenthalts in Verona am Hof der Scaliger. Ein Aufenthalt im Schloß Lizzana der Herren von Castelbarco südlich von Rovereto (heute eine Ruine) wird jedenfalls um 1307 stark vermutet. Das von den Venezianern zerstörte Schloß samt einem angrenzenden Ossarium wird auch als Castel Dante bezeichnet.

Damit hätte der Dichter Tiroler Boden betreten, und dies vielleicht auch gar nicht gewußt, indem er Tirol mehr mit seinem Kernland an Etsch und Inn identifizierte als mit seinen südlichen Ausläufern. In „De vulgari eloquentia“ sieht er die Stadt Trient so nah an den Grenzen Italiens, daß er ihre „äußerst häßliche“ Volkssprache wegen der Vermischung mit anderen (wohl deutschen Mundarten) nicht als wahres Italienisch ansehen kann.

Vor dem Ersten Weltkrieg nahm im italienischen Schrifttum allmählich die Theorie überhand, der Name „Tiralli“ beziehe sich auf das Schloß Tirol, und auch von deutschen Dantekommentaren wurde dies oft kritiklos übernommen. Die Grenze mit Deutschland wäre dann oberhalb des Schlosses Tirol zu sehen, beim gleichnamigen Dorf Tirol, und auch die Sprachgrenze in den Augen national gesinnter Autoren im Meraner Raum zu erblicken, womit, wie Zanobini 1896 es freimütig ausdrückt, alle beruhigt werden, die „keinen Frieden finden, wenn sie daran denken, daß für Dante auch das Trentino zu Tirol gehört“. Daher muß es das Schloß sein, womit weiters zu fragen wäre, ob Dante Schloß Tirol auch betreten hat, wofür es überhaupt keine Anhaltspunkte gibt. Dennoch

wird bis heute in Kommentaren zur Divina Commedia davon ausgegangen, daß Dante mit „Tiralli“ das Schloß Tirol gemeint habe, und nicht sosehr das Land als solches. Ein maßgeblicher Vertreter dieser Meinung war der Namensforscher Carlo Battisti, der 1922 daran erinnert, daß für Dante Italien eine sprachliche Einheit sei; wenn das „Tiralli“ Dantes daher als Schloß verstanden wird, so befindet sich der obere Lauf der Etsch, jedenfalls bis in die Umgegend des Schlosses, sprachlich bei Italien, vielleicht war – so Battistis Argumentation – die Meraner Gegend zweisprachig romanisch-deutsch, Eppan und Kaltern, ebenso, jedenfalls mehrheitlich italienisch (in Wirklichkeit – nüchtern bemerkt – befand sich die deutsch-italienische Sprachgrenze gleich nördlich der Stadt Trient, beim Flüschen Avisio/Eveys).

Wenn hingegen Dante mit „Tiralli“ die gesamte Grafschaft, die damals entstandene selbständige politische Einheit gemeint hat, würde diese Theorie beträchtlich ins Wanken geraten; Tirol, das nach dem Dantezitat dann bis zum Gardasee reichte, würde sich zwischen „Italia“ und „Lamagna“ dazwischenschieben, eine politische oder sprachliche Grenze am Alpenhauptkamm wäre mehr als fraglich, zumal „Alpe“ einfach Gebirge heißt. Daß nach dem Ersten Weltkrieg die politische Grenze tatsächlich im Sinne dieser radikalen Forderung dorthin verlegt wurde, veranlaßte Ricarda Huch 1921, an ein Mitglied der Dantegesellschaft zu schreiben: „Standbilder Dantes wurden überall errichtet, um den Anspruch Italiens auszudrücken; es steht uns nicht an, dies Symbol so rückhaltlos zu feiern, im Augenblick, wo das deutsche Tirol den Ansprüchen Italiens geopfert worden ist.“

Wenn Dante 1307–09, der demutmaßlichen Entstehungszeit dieses Cantos, den Namen Tirol erwähnt, so ist dies nicht überraschend; bereits in der zwei-



Wilhelm Scheuchzer,
Schloß Tirol mit
Etschtal, um 1850

ten Hälfte des 13. Jahrhunderts wird die alte Bezeichnung „Das Land im Gebirge“ oder „Das Land an der Etsch und im Inntal“ von dem Landesnamen Tirol abgelöst. Das Land zeigte im großen und ganzen die späteren Konturen, mit dem Kerngebiet an Etsch und Inn, nachdem Graf Meinhard II. von Görz-Tirol dieses geschlossene Gebiet geschaffen hatte. „Comitatus et dominium Tyrolis“ heißt es im Teilungsvertrag 1271 der Brüder Meinhard II. und Albert, mit dem das Pustertal allerdings für die nächsten 230 Jahre der neuen Grafschaft verlorenging.

Zum besseren Verständnis können auch Boccaccios Erklärungen zur Göttlichen Komödie konsultiert werden, die bisher nicht beachtet wurden, vielleicht weil sie mit dem 16. Gesang des „Inferno“ enden. Im Oktober 1373 hatte Giovanni Boccaccio in der Kirche Santo Stefano di Badia im Auftrag der florentinischen Regierung mit einer öffentlichen Lesung und Erklärung von Dantes Hauptwerk begonnen. Beim Anfang des zwölften Gesangs („Quale è quella ruina, che nel fianco Di là da Trento l'Adige percosse“), wo es um den gewaltigen Bergrutsch bei Marco südlich von Trient geht, lokalisiert ihn Boccaccio fälschlicherweise nördlich davon: „andando da Trento, città di Lombardia, verso Tiralli su per l'Adice“. Nun ist die Lombardei von damals mit Oberitalien gleichzusetzen, vor allem aber klar dürfte es sein, daß Boccaccio nicht das Schloß Tirol meint, sondern das Land, das er so gut kannte, daß er sogar selbst mit Schloß Tirol

in Verbindung gebracht wird und mit weitaus besseren Gründen als Dante. Als erster Biograph und Kommentator seines Landsmannes Dante ist Boccaccio weniger bekannt, denn als Dichter des „Decamerone“, an dem er nach dem Pestjahr 1348 zu schreiben anfängt; drei Jahre später – er war gerade in die Reihe der „Camerlenghi“ der Stadtrepublik gewählt worden – vertritt er Florenz bei den Verhandlungen mit der Königin von Neapel um den Erwerb von Prato und wird nach dieser Mission im Dezember 1351 als „ambaxiator solemnis“ nach Tirol geschickt, zu Ludwig von Brandenburg, dem Gemahl der Margarethe Maultasch, um ihn als Verbündeten gegen die Mailänder Visconti zu gewinnen. Spätestens Anfang Mai 1351 ist die Mission des Gesandten Boccaccio abgeschlossen.

Der Tiroler Schriftsteller Heinrich von Schullern widmete den zweiten Teil seiner Roman-Trilogie aus dem Mittelalter „Boccaccio auf Schloß Tirol“ (Berlin 1932) mit dem Untertitel „Ein Maultasch-Roman“. Die „häßliche Herzogin“ – nach Schullern wurde sie durch einen Lippenbiß ihres ersten Gatten verunstaltet – verliebt sich in den Abgesandten der Signoria, der aber die „Domina“ enttäuschen muß. Immerhin findet sie mit dem eher als Frauenfeind geltenden „Messer Boccaccio“ wenigstens politisch übereinstimmende Ideen; Frieden und Liebe statt Machtgier und Haß soll den Völkern zuteil werden. Der Roman verwendet eine seltsam altertümliche Sprache, die für die direkte Rede der Personen verwendete Urkundensprache des 14.

Jahrhunderts führt dem Leser eine falsche Authentizität vor.

Immerhin stimmt der historische Hintergrund. Der damals noch nicht 40jährige Boccaccio kann in diesen Monaten um die Jahreswende 1351/1352 auf Schloß Tirol gewesen sein. Ludwig der Brandenburger, der im Gegenzug den Meraner Ritter Diepold von Katzenstein nach Florenz entsandt hat, mag ihn in Bozen, Meran, Brixen, im oberbayerischen Tölz oder eben in Schloß Tirol empfangen haben, es sind dies die Orte, wo er Anfang 1352 sich aufhielt. Kurz zuvor, um 1351, hatte Boccaccio den Dekameron vollendet, der gleich nach seinem Tode 1375 in ganz Europa verbreitet wird. Margarethe Maultasch war schon zu Lebzeiten entweder als tapfere oder in Sünde lebende Frau weithin bekannt geworden, Legenden rankten sich um die angeblich „häßliche Herzogin“, doch Boccaccio nimmt sie nicht in „De claris mulieribus“ auf, seinem enzyklopädischen Werk über große Frauen, in dem er lediglich ein einziges zeitgenössisches Frauenschicksal schildert, das der Königin Johanna von Jerusalem und Sizilien, die die Reihe der meist negativ gesehenen Frauen abschließt. Während der Dekameron immer wieder als Frauenbuch bezeichnet wird, entwirft Boccaccio in „De claris mulieribus“ einen strengen Verhaltenskodex für Frauen, die darin u. a. erfahren können, daß sich etwa eine Frau, die sich wiederverheiratet, eine Prostituierte verhält. So mag es sein Gutes haben, daß die Maultasch nicht in diesem vormals vielgelesenen Werk vorkommt, obwohl ihr Schicksal gerade dem einstigen Gesandten „Johannes de Certaldo“ (wie ihn Ludwig von Brandenburg nennt) aus eigener Anschauung bestens bekannt gewesen ist.

Zu den denkwürdigsten Ausstellungsstücken der großen Meinhard-Ausstellung 1995 auf Schloß Tirol (vgl. ARX 1995, S. 476) zählte ohne Zweifel der Aktenband mit Gutachten zur Auflösung der ersten Ehe der Margarethe Maultasch. Am 10. Februar 1342 hatte sie ihre zweite Ehe mit dem Sohn des Kaisers Ludwig des Bayern, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, auf Schloß Tirol geschlossen, womit die heikle Frage nach der Gültigkeit einer solchen Ehe ohne wirkliche Auflösung der vorangegangenen mit Johann Heinrich von Luxemburg sich stellte. Zwei Namen ragen aus dem Kreise der Gutachter heraus, die dem kaiserlichen Schwiegervater zur Seite standen: Marsilius von Padua und Wilhelm von Ockham, beide am Münchner Hofe lebend. Marsilius war der Chef des „Brain-Trust“ dieses bedeutenden Kaisers, der gleich Heinrich IV. und Friedrich II. in lebenslangen, unversöhnlichem Kampf mit dem Papsttum verstrickt war. Der andere bedeutende Kritiker der offiziellen Kirche war Wilhelm von Ockham, ein exkommunizierter englischer Franziskaner, der sich vor der Verurteilung in Avignon zum Kaiser nach München retten konnte, wo die gesamte fran-

ziskanische Opposition zum Papst sich aus allen Lagern eingefunden hatte. Der Konflikt zwischen dem „Finanzgenie“ Papst Johannes XXII., einem Südfranzosen, und der franziskanischen Armutsbewegung war auf einem Höhepunkt angelangt. Wilhelm von Ockham, der in der Münchner Franziskanerkirche begraben ist, gilt als der philosophische Überwinder des mittelalterlichen Denkens. „Oh imperator, defende me gladio et ego defendam te verbo – O Kaiser, verteidige mich mit dem Schwert, und ich will Dich mit dem Wort verteidigen.“ Karl Jaspers nennt Ockham den Publizisten Ludwigs, der die Ansprüche der Kirche „politisch zerschlägt“. Ludwig der Bayer war schließlich kein intellektueller Kaiser wie Friedrich II., dafür nutzte er die ganze franziskanische Beredsamkeit für den Kampf gegen Kurie und Papst in Avignon. Neben Ockham und dem Franziskanergeneral Michael von Cesena war Marsilius von Padua der wohl wichtigste antipäpstliche Exilant am kaiserlich-bayerischen Hofe, das „Urbild des mißtrauischen, scharfsinnigen und rechthaberischen Polyhistor“ (E. Friedell), Weltgeistlicher, Jurist, Arzt. 1280 in Padua geboren, Rektor an der Sorbonne in Paris, Gesandter des Cangrande della Scala von Verona, eine bewegte Karriere. Aus Paris flüchtete er seines Buches wegen nach München. Es hieß „Defensor Pacis“ (Verteidiger des Friedens) und war Ludwig dem Bayern gewidmet (dem er es dann gleich persönlich mitbringen konnte). Seine Lehre half ohne Zweifel der kaiserlichen Sache, mehr als selbst ein so leidenschaftlicher Parteigänger des Kaisers wie Dante Alighieri es bewirken konnte. Denn Dante versuchte, wie der Staufer Friedrich II., den Vorrang des kaiserlichen Rechtes aus Gottes Willen zu beweisen, während der Paduaner eine völlig moderne Idee einbrachte: Der Kaiser ist Kaiser aus dem Willen des Volkes und dem Wesen des Staates heraus. Es ist die Absage an die Zwei-Gewalten-Lehre des Mittelalters, eine neue Dimension in der Lehre vom Staatswesen eröffnet sich, der Staat selbst steht als Ordnungsgebilde im Mittelpunkt.

Mit Dante schien die mittelalterliche Kaiseridee in seinem großartigen, von ghibellinischem Gedankengut getränkten Werk wieder zu erstrahlen. Ottonen, Salier und Staufer hatten die Verwirklichung angestrebt, nun glaubte der Dichter an den Luxemburger Heinrich VII., an den er hoffnungsvolle Briefe richtete; selbst wenn ein Petrarca – in dem sich wie bei Boccaccio der Zeitenwandel durchsetzt – später noch auf Karl IV. setzt; mit dem größten Dichter des Mittelalters geht dessen universalistischer Geist zu Ende. Der moderne Staatsgedanke führt zur Zersplitterung des Reiches und Europas. Das Denken des Mittelalters hatte sich – wie Franz Schnabel einmal sagte – an keine Grenzen gebunden gefühlt. Aus dieser Perspektive – der des Mittelalters – erhält das Tiralli-Zitat Dantes seine wahre Dimension zurück.

Literatur:

- Dante Alighieri:
- La Divina Commedia,
Inferno XX, 61–66
(nach anderer Lesart:
„Val Camonica,
Apeninno“)
- De vulgari eloquentia,
Liber primus, XV, 8.
- Giovanni Boccaccio:
- Esposizioni sopra la
Commedia di Dante
(das letzte Werk
Boccaccios)
- De mulieribus claris,
nach 1361 entstanden
Die erste deutsche Über-
setzung von Heinrich
Steinbockel 1473 ist
Eleonore von Tirol ge-
widmet.
- Zu Lizzana/Castel Dante
freundliche Auskünfte
von Architekt Giorgio
Michelotti, Denkmalamt
Trient.

Bernhard Ludwig d. Ä.

1834 Mühlens – 1897 Wien

K. u. k. österr. und königl. rumän. Hofkunststischler

Bernhard Hanreich



Ruf erworben, der ihn in Kontakt mit wichtigen Persönlichkeiten der Zeit brachte, wie z. B. mit Theophil von Hansen, der ihn nicht nur förderte, sondern auch maßgebenden Einfluß auf den Stil seiner Möbel um etwa 1870–1880 ausübte. Das

Bernhard Ludwig,
1873, Ritter des
Franz-Josef-Ordens

K.k. ausschl. landespr.

Waschmaschinen.



Bestellungen werden angenommen hier im Hause beim Priv. Inhaber

B. Ludwig. in Hofstraße 117 in Wien.

Geboren in Mühlens-St. Jakob im Königreich Sachsen, lernte er bei seinem Vater das Tischlerhandwerk und wurde 1850 freigesprochen. Seine Wanderjahre führten ihn von Leipzig nach Halle, Braunschweig, Wolfenbüttel und Hamburg. 1855 kam er über Prag in die evangelische Gemeinde in Gumpendorf, wo er als mittelloser Geselle bei seinen Landsleuten Unterstützung fand.

Hier arbeitete er bei verschiedenen Meistern und setzte seine in Hamburg begonnene Zeichenausbildung in der *ersten gewerblichen Zeichenschule Wiens* fort, deren Leitung er 1859 von Gottlob Göhre nach dessen Tod übernahm. Schon 1858 hatte er mit einer Bildhauerausbildung beim akademischen Bildhauer Heinrich Becker, seinem späteren Freund und Förderer, begonnen. Durch die Herausgabe von Musterblättern, Vorlagen für Tischler und Bildhauer, versuchte er seine bescheidenen Verhältnisse aufzubessern.

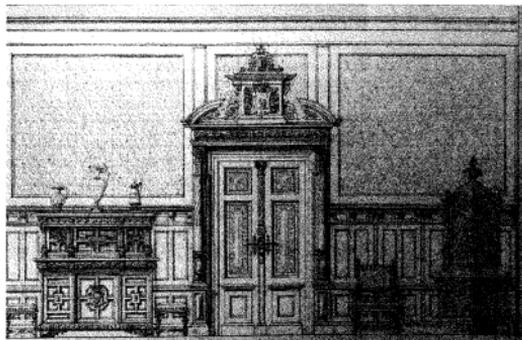
Nach einem kurzen Aufenthalt in seiner Heimat erwarb er 1860 sein erstes Privileg für den Bau einer hölzernen *Waschmaschine*, von der insgesamt 35 Stück gebaut und verkauft wurden.

1862 wird ihm nach Erhalt der österreichischen Staatsbürgerschaft die langersehnte Bewilligung zur Errichtung einer eigenen *Zeichenschule* in der Windmühle 108 erteilt. Bereits zwei Jahre später hatte sich seine Fachschule einen ausgezeichneten

Konzept *Gesamtkunstwerk* ist für viele seiner Interieurwürfe charakteristisch. Die als Schildkröten ausgebildeten Füße bei schweren Aufsatzkommoden sind sein persönliches Kennzeichen. Seine Schüler, es sind dies im August 1864 104 Sonntags- und 24 Wochenschüler, werden wiederholt bei Ausstellungen und Wettbewerben ausgezeichnet.

Werbefafel von Haus
Gumpendorfer Straße
117 in Wien,
um 1885

Wandabrollung





Aufsatzschrank,
Gewerbeausstellung
1880 in Wien

Angeregt von französischen und englischen Ebenisten, die er schon bei der Pariser Weltausstellung 1867 persönlich kennenlernte, entwickelte er im Laufe der Jahre ein von den wichtigsten Institutionen der Monarchie – wie dem Museum für Angewandte Kunst und dem technologischen Gewerbemuseum – anerkanntes Niveau und einen eigenen Stil in der Innenraumkunst.

1868 beschloß er, neben seiner Zeichenschule eine Werkstätte einzurichten. Das Arbeitsbuch weist im Dezember 1870 bereits 50 Arbeiter, darunter einen Drechsler und drei Bildhauer, auf. Kontakte zur Strafanstalt Suben führten 1872 zum Bau einer Fa-

brik, in der ein von ihm erfundener und patentierter Wassermotor für den Antrieb der Maschinen sorgte. Die nach seiner Lehrmethode ausgebildeten Strafgefangenen fanden nach ihrer Haftentlassung in diesem Betrieb Arbeit. Auch in seiner Fabrik in Karthaus, Böhmen, ging er nach dem gleichen System vor. Von der Presse wird seine Lehrmethode, je nach deren politischer Richtung, als Ausbeutung oder als soziale Großtat bezeichnet. 1873 wird sie durch das k. u. k. Handelsministerium angekauft.

Die „allerhöchste Zufriedenheit“ des Kaisers über Restaurierungsarbeiten in der Hofburg und im Schloß Schönbrunn wird im gleichen Jahr ausge-



Jubiläums-Gewerbe-Ausstellung, Wien 1888, veranstaltet vom niederösterreichischen Gewerbeverein: Empfangssaal, ausgeführt in der patentierten Brandtechnik (Pyrotypie) von Bernhard Ludwig

sprochen. Seine Teilnahme an der Weltausstellung 1873 in Wien – er erhält die höchste Auszeichnung, das Ehrendiplom – führte zur Ernennung zum Ritter des Franz-Josef-Ordens und ein Jahr später zur Verleihung des Titels: K. u. k. österreichischer Hofkunstschler.

Ein Großbrand in seiner Werkstätte Gumpendorfer Straße 117 zwang ihn, nach einem kurzen Zwischenspiel in der zur Werkstätte umfunktionierten Esterhazyschen Reithalle, zur Errichtung einer neuen Fabrik in der Münzwardeingasse 2, wo noch heute das Bernhard-Ludwig-Archiv Interessierten offensteht. Dort befindet sich auch das Dekret, in dem ihm 1878 der Titel Hofkunstschler durch den späteren König Carol I. von Rumänien verliehen

wurde. Nach dem derzeitigen Stand der Forschung ist diese Urkunde der erste Hinweis auf eine Beziehung, von der die Entwicklung der Firma bis in die 30er Jahre dieses Jahrhunderts geprägt wurde.

Sein jahrelanges Engagement im niederösterreichischen Gewerbeverein führte 1880 zu seiner Bestellung in den Verwaltungsrat, zur Verleihung der großen goldenen Vereinsmedaille und letztlich zu der von ihm initiierten Jubiläumsausstellung 1898 in Wien.

In einem Brief vom 12. September 1881 wundert sich seine Frau Pauline Ludwig, wie es sich „mit unseren pekuniären Verhältnissen vereint, ein Haus (Fabriksneubau in der Münzwardeingasse) zu bauen und ein zweites zu kaufen in einem Jahr ...“

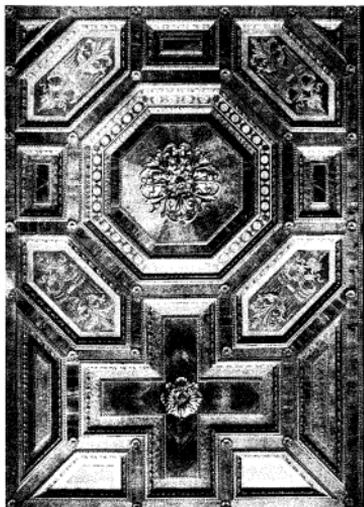
Interieur Schloß
Sinaia



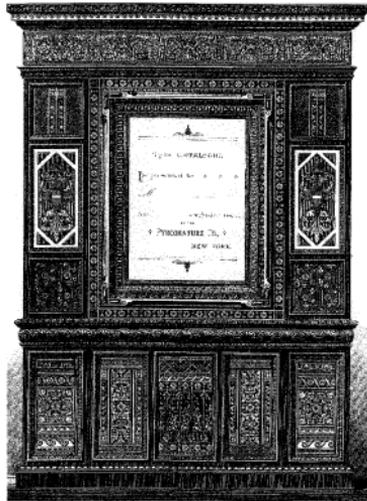
Ab diesem Jahr wird eine Werkstätte Möllersdorf in den Zeichnungsbüchern geführt. In einem Artikel der niederösterreichischen Gewerbevereinszeitung heißt es: „... die Fachzeichenschule wurde in die Fabriken selbst verlegt, in welchen Tischler,

Drechsler, Bildhauer, Schlosser und Tapezierer alle einschlägigen Artikel erzeugen. Doch auch das Stamm-Etablissement in Wien 6, Münzwardeingasse 2, mußte vergrößert werden und repräsentiert heute einen stattlichen 3000 Quadratmeter Boden-

Plafond für die
Hofapartements im
neuen Burgtheater.
Entwurf:
Baron Hasenauer



Rechts:
Katalog für den
US-Markt



fläche bedeckenden Fabriksneubau moderner Architektur: im Äußeren stilvoll, im Inneren praktisch mit allen Hilfsmitteln neuester Technik ausgestattet. Von einem technischen Beamten empfangen, besichtigten die Exkursionsteilnehmer die Trockenräume, um dann die übrigen Räume zu durchwandern, in welchen – von einer Dampfmaschine mit 25 Pferdestärken getrieben – Block-, Kopier-, Furnier-, Band- und Zirkularsagen, Fräs- und Hobelmaschinen, Drehbänke etc. und 120 Arbeiter in Tätigkeit sind. Die Räume zum Aufbewahren von Teppichen, die Tapezierwerkstätte, das photographische Atelier interessierten in hohem Grade. Geradezu überrascht waren aber die Besucher von den Vorräten an kostbaren Stoffen aller Art, deren Pracht an die Märchenschätze des Orients erinnert, und von dem Möbelmagazin, welches sich als eine

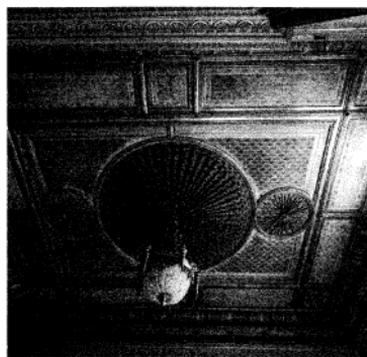


Speisezimmer,
Wohnung
Bernhard Ludwig,
Aufnahme 1987

Bernhard Ludwig in den ersten zwei Jahrzehnten seines Schaffens als Tischler mit Arbeiten für Adel und Bürgertum (Lichtenstein, Karoly, Gyurgy, Vasquez, Cilli, Hutter, Biach, Volpini etc.) einen ausgezeichneten Ruf erworben, so lag in den 80er Jahren der Schwerpunkt bei der Anfertigung von Möbeln und Inneneinrichtungen für öffentliche Gebäude. Justizpalast, Parlament, Natur- und Kunsthistorisches Museum, Rathaus und Burgtheater gehörten ebenso dazu wie der k. u. k. Hofspesewaggon oder das Arbeitszimmer des Kaisers in der Hermesvilla.

Schon ab 1866 hatte Bernhard Ludwig an zahlreichen nationalen und internationalen Ausstellungen teilgenommen. Sein Bekanntheitsgrad wuchs nicht nur durch die hohen und höchsten Auszeichnungen, die ihm zuteil wurden, sondern auch durch

Pfand Schlaf-
zimmer, Wohnung
Bernhard Ludwig,
Aufnahme 1987



Reihe der reizendsten, stilvoll konzipierten und vollkommen ausgestatteten Interieurs darstellt. Die in derselben zur Geltung gebrachten Erzeugnisse kunstgewerblicher Tätigkeit lassen es nur natürlich erscheinen, daß neben der Heimat, in welcher, dem Sprichwort entgegen, die Kunstfabrikate Ludwigs die verdiente Anerkennung fanden, auch aus Frankreich, England, Spanien, Rußland, Schweden und Griechenland gerne und oft Bestellungen kommen."

Dieser Bericht verdeutlicht nicht nur die Aufgeschlossenheit Bernhard Ludwigs gegenüber den technischen Entwicklungen, seine Firma gehört zu den ersten „Dekorationsfirmen“ in Wien, die die Ausstattung der Wohnräume mit Möbeln, Tapeten, Teppichen, Vorhängen und Prachtgeräten in einer Hand vereinigten. In seinem Fall kommt noch dazu, daß hauptsächlich nach eigenen Entwürfen gearbeitet wurde.

Die rasche Expansion der Firma war notwendig geworden, um die große Zahl privater und öffentlicher Aufträge bewältigen zu können. Hatte sich



Salon, Wohnung
Bernhard Ludwig,
um 1893

die vielen Neuerungen, die er bei diesen Gelegenheiten vorstellte. So erhielt er bei der Grazer Ausstellung 1870 die Goldmedaille für „die ausgezeichnete, äußerst geschmackvolle Ausführung der ausgestellten Möbel mit eingelegerter Arbeit und die als Neuheit hervorzuhebende vorzüglich gelungene Lederpressung auf einem ausgestellten Sessel“.

Drei Jahre später stattete er sein neuerrichtetes, bis heute fast vollständig erhaltenes Wohnhaus reichhaltig mit Pyrotypie-Wandverkleidungen und Plafonds aus. Seine Tochter Emilie schreibt zur Innenausstattung in ihrem Tagebuch: „Mein gutes Paper hat mir ein reizendes kleines Zimmerl eingerichtet, und das ganze Haus ist wie ein Palast, in dem wir



Königl. rumänisches
Schloß Pelesch
in Sinaia

auch stellte er bei der Elektrischen Ausstellung 1883 „einen von ihm entwickelten elektrischen Brandstift“ vor. Bei der Jubiläums-Gewerbeausstellung 1888 sorgte die Präsentation von *Pyrotypiearbeiten* nach einem Entwurf von Hasenauer, bestimmt für die Hofappartements im neuen Burgtheater, für großes Aufsehen. Grundlage dafür waren zwei Patente „zur Herstellung pyrotypischer Holzoberflächenverzierungen“ sowie für einen „Schmiedeprozess zum Biegen von Holz“, wobei dies im Gegensatz zu Thonets Verfahren ohne chemische Vorbehandlung oder Dämpfung erfolgte. Durch Druck und Hitze erzielte er eine zweifarbige Oberfläche, wobei der Grund dunkel gebrannt wurde, die erhabenen Teile die natürliche Farbe des verwendeten Holzes behielten. Je nach Bedarf konnten die Elemente auch gebogen werden.

Am 14. Mai 1888 war die Eröffnung der Ausstellung, und es „... erfreuten sich die von Bernhard Ludwig in seiner neuen Brandtechnik ausgeführten Portalräume ... der besonderen Aufmerksamkeit des Monarchen“. Auftraggeber für Interieurs in dieser Technik waren u. a. auch Adensamer, Backhausen, Bally, Berl, Demel, Epstein, die Hotels Bristol, Central, Cuco und Residence, Kattus, Kohn, Neuber, niederösterreichische Statthaltereie, Popper, Rosenthal, Schöller, Volpini, Wertheim und Wallner. Vermutlich veranlaßten ihn die Ausstellungserfolge – wie die bei den im gleichen Jahr abgehaltenen Expositionen in Brüssel, München und Barcelona, sich um Patentrechte in England, Frankreich, Schweden, Persien und in den USA zu bemühen.

eigentlich die Gäste sind, da Papa die Wohnung nur für die Kunden so schön gemacht hat.“ Das Äußere des nach Entwürfen des Architekten Carl Langhammer errichteten Gebäudes beschreibt der Kunsthistoriker Dr. Klaus Eggert: „... als in seiner Struktur konsequent, klar und von ruhiger Ausgewogenheit der Richtungen und Proportionen bei Tendenz zu schlankem Aufsteigen.“

1895–1897 erfüllte sich Bernhard Ludwig seinen letzten großen Wunsch, den Bau einer Großfabrik in Atzgersdorf-Liesing, nach den Plänen seines Sohnes und Nachfolgers Bernhard Ludwig jun. und dessen Kollegen Architekt Berehinak. Großaufträge aus dem *rumänischen Königsbaus* machten diesen Neubau auch dringend notwendig. Die Königsschlösser Cotroceni, Pelesch, Pelischor sowie das Jagdschloß La Puschna wurden bereits unter der Leitung seines Sohnes in Angriff genommen. Trotz eines Herzleidens nahm Bernhard Ludwig sen. in seinen letzten beiden Lebensjahren regen Anteil am Firmengeschehen. Ein Jahr nach seinem Tod am 12. September 1897 wird seine letzte Erfindung, eine Furnierschälmaschine, in seiner neuen Fabrik in Gang gesetzt.

Literatur:

Eva B. Ottlinger,
Lieselotte Hanzl
Kaiserliche Interieurs
Böhlau Verlag 1997
Charlotte Kreuzmayer
Bernhard Ludwig, ein
Raumausstatter
des Historismus, in:
Parnass 12/1996,
Jahrgang 16

Klaus Eggert
Das Haus Bernhard Ludwig,
in: Steine sprechen,
Dezember 1982

Fotos u. Quellen:
Bernhard-Ludwig-
Archiv, 1060 Wien,
Münzwardengasse 2,
dessen umfangreiches
Quellenmaterial noch
einer Aufarbeitung aus
kunsthistorischer Sicht
bedarf.
Zu den bisherigen
Forschungsergebnissen
findet anläßlich des
hundertsten Todestages
Bernhard Ludwigs von
Oktober 1997 bis März
1998 eine Ausstellung
im Mariahilfer Heimat-
museum, Wien 6,
Mollardgasse, statt.

Canossa

Herbert Rosendorfer



Canossa in der Ferne
(Aus: Stanislao Ferri,
Castelli Reggiani,
Reggio Emilia, 1981)

Als am 14. Mai 1872 Bismarck im Reichstag den Ausspruch tat: „Nach Canossa gehen wir nicht!“, war ein geflügeltes Wort geboren, und man erinnerte sich an einen ziemlich genau achthundert Jahre zurückliegenden Vorgang, der die Geschichte mehr aufgewühlt hatte, als der Anlaß für Bismarcks kraftmeierische Äußerung. Die bezog sich auf nichts anderes als die Besetzung des Gesandtenpostens am Vatikan.

Auch da traf mehreres zusammen. Prinz Gustav Adolf von Hohenlohe-Schillingsfürst, trotz seines fanfarenhaft protestantischen Vornamens hochrangiger Prälat am päpstlichen Hof und seit 1866 Kardinal, war beim Papst in Ungnade gefallen, weil er leise Zweifel an dem Unfehlbarkeitsdogma geäußert hatte, das auf dem ersten Vatikanum 1869/70 verkündet wurde. Kardinal Hohenlohe kehrte nach Deutschland zurück. Inzwischen war 1871 das Deutsche Reich gegründet worden, und

es erhob sich die Frage der Neuordnung der diplomatischen Beziehungen zum Vatikan. Bisher hatte es einen preußischen Gesandten gegeben, stets einen Protestanten (einer davon, von 1801 bis 1809, war Wilhelm von Humboldt). Nun sollte die preußische Gesandtschaft in eine des Deutschen Reiches umgewandelt werden, und der neue Kaiser Wilhelm I. hatte die politische Takt- und Instinklosigkeit, ausgerechnet jenen in Ungnade gefallenen Kardinal Hohenlohe zum Gesandten zu ernennen.

Der Papst – es war der starrsinnige und schon leicht debile Pius IX. – verweigerte die Akkreditierung, und so kam es zum Streit. Jede Seite beharrte auf ihrem Standpunkt. Und Bismarck hatte Gelegenheit zu jenem kernigen Ausspruch.

Wenn Bismarcks Wort so etwas wie ein Vergleich zugrunde lag, hinkte er, aber immerhin stimmte mit den historischen Vorgängen überein, daß „Ca-

Canossa aus der Nähe.
Die Ruine wird vor
allem von zahlreichen
deutschen Besuchern
besichtigt.
(Aus: Stanislaw Ferri,
Castelli Reggiani,
Reggio Emilia, 1981)



nossa" mit einem Streit zwischen Kaiser und Papst zu tun hatte.

Schon Kaiser Heinrich III. hatte nach einer Möglichkeit gesucht, die königliche Zentralgewalt in Deutschland zu befestigen und dem eigensüchtigen Bestreben der Herzöge entgegenzuwirken, die die Territorialgewalt, eine für das Reich zersetzende Tendenz, ausweiten wollten.

Heinrich III. fand ein Mittel dagegen, nämlich politische und strategische Schlüsselpositionen mit hohen Geistlichen, also Bischöfen und Äbten zu besetzen. Das hatte den einen Vorteil, daß der Kaiser getreue und tüchtige Leute berufen konnte (in der Tat weist die Liste der deutschen Bischöfe jener Jahrhunderte eine Reihe von bedeutenden Namen auf), und den anderen Vorteil, daß die Position, als geistlich, nicht vererbt werden konnte. Der Kaiser war bei dieser – zeitweilig erfolgreichen – Politik natürlich darauf angewiesen, daß er frei über die Bischofs- und Abtstühle verfügen konnte. Das war zunächst nicht schwer. Die Päpste hatten nichts dagegen. Sie waren das 10. und halbe 11. Jahrhundert hindurch damit beschäftigt, ihre jeweiligen Vorgänger umzubringen, Ämter zu verkaufen und Bastarde zu zeugen. Die Kurie war so verrottet wie vorher noch nie.

Leider – so muß man, nimmt man nun den kaiserlichen Standpunkt ein, sagen – fühlte sich Hein-

rich III. aber auch bemüßigt, denn er war frommer Christ, den Augiasstall Kurie auszuräumen. Er ernannte zusammenwirkend mit der Reformbewegung von Cluny, der Heinrich III. persönlich nahestand, hintereinander mehrere Reformpäpste, und das führte zwar zu einer Reinigung der Kirchengipfel, aber auch dazu, daß mit dem Reformpriester Hildebrand, einem Clunyzögling, ein Papst – Gregor VII. – auf den Stuhl Petri kam, der entschlossen war, der Kirche die notwendige Würde wiederzugeben. Dazu gehörte unter anderem, daß jede weltliche Einmischung in kirchliche Angelegenheiten verhindert zu werden hatte. Und dazu gehörte wieder, daß nach Meinung Gregors niemandem, auch dem Kaiser nicht, das Recht zur „Investitur“, also zur Ernennung der Bischöfe und Äbte, zukam.

Das rührte an dem Lebensnerv der salischen Königsherrschaft. Inzwischen war Heinrich III. gestorben, Heinrich IV. an die Regierung gekommen. Der Streit spitzte sich Ende 1075 zu. Der König besetzte, ohne den Papst zu fragen, den Erzbischofsstuhl von Mailand mit einem seiner Hofkapläne namens Tedald. Der Papst protestierte. Der deutsche Episkopat stärkte Heinrich den Rücken, so daß dieser sich mächtiger glaubte, als er tatsächlich war. Es hatte sich nämlich eine zwar logisch konsequente, aber dennoch absurd wirkende Konstellation gebildet: Die deutschen, weltlichen Fürsten, die

naturgemäß gegen die Ausweitung der Macht der geistlichen Herren eingestellt waren, hielten zum Papst, weil sie sich durch dessen Investiturstreit Vorteile erhofften, während umgekehrt die deutschen Bischöfe und Äbte auf Seiten des Königs standen (zum Kaiser gekrönt wurde Heinrich erst später, 1084).

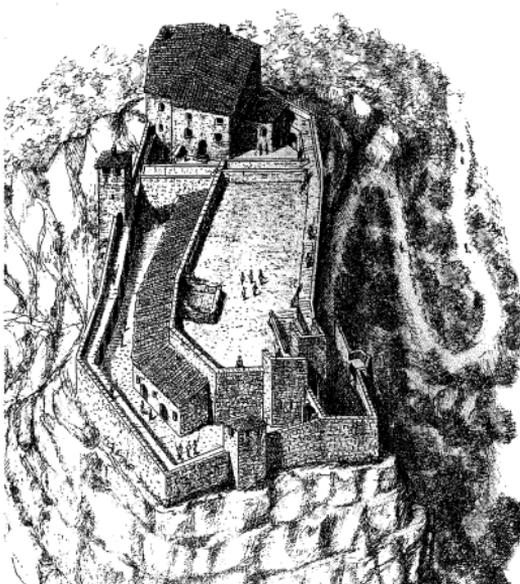
Im Dezember 1075 wies Gregor König Heinrich wie einen Schulbuben zurecht. Der König ging auf Konfrontation. Er berief eine Synode der ihm ergebene (freilich: meistenteils von ihm oder seinem Vater eingesetzten) deutschen Kirchenfürsten nach Worms ein, die am 24. Januar 1076 Papst Gregor VII. für abgesetzt erklären – ohne allerdings, inkonsequent, einen Gegenpapst zu wählen. Der Papst holte daraufhin mit dem schwersten ihm zur Verfügung stehenden Hammer aus: Er verhängte über den König den Kirchenbann, untersagte ihm, da er somit nicht mehr Christ war, die Ausübung der königlichen Befugnisse und entband alle deutschen Untergebenen vom Treueeid.

Die deutschen (weltlichen) Fürsten ergriffen diese Chance voll. Sie trafen sich im Oktober 1076 auf einer Fürstenversammlung in Tribur und drohten mit der Wahl eines neuen Königs (Rudolf von Rheinfelden war schon im Gespräch). Heinrich sah ein, daß ihm die Mittel fehlten, mit Macht und Gewalt gegen die Fürsten vorzugehen. Er mußte klein beigeben. Er versprach, sich dem Papst zu unterwerfen und binnen eines Jahres die Lösung vom Bann zu erwirken. Die Fürsten versprachen dafür, mit der eventuellen Wahl eines neuen Königs bis dahin zu warten.

Aber die Fürsten hielten sich nur halb daran. Sie riefen eine Reichsversammlung für den 2. Februar 1077 nach Augsburg ein. Dazu wurde der Papst eingeladen, der auch tatsächlich zusagte, wohl weil er dann König Heinrich endgültig politisch vernichten wollte.

Nun war für Heinrich Eile geboten. Mitte Dezember 1076 brach er aus Deutschland auf. Er reiste nur mit kleinem Gefolge. Seine Frau, die Königin Bertha, und der zweijährige Sohn Konrad waren dabei. Die Alpenpässe waren von den feindlich gesinnten Herzögen von Bayern und Schwaben gesperrt. Heinrich mußte Italien über Burgund und die Seeralpen zu erreichen versuchen. Das ging, denn der Freigraf Wilhelm von Burgund war mit der Königin verwandt und dem König freundlich gesinnt.

Nachdem Heinrich das Weihnachtsfest in Besancon (Bisanz) gefeiert hatte, brach er nach Italien auf. Der Papst war inzwischen auf dem Weg nach Deutschland bis Mantua gekommen. Warum Gregor so fürchterlich erschrak, als ihn die Nachricht vom Eintreffen Heinrichs in Italien erreichte, ist nicht ganz klar: Entweder hatte der Papst falsche



Nachrichten von der Stärke des königlichen Zuges bekommen, oder er fürchtete sich sogar vor dem kleinen Gefolge. Jedenfalls kehrte er um und flüchtete sich in die Burg Canossa.

Diese Burg, auf einer Bergspitze ca. 20 Kilometer südwestlich von Reggio Emilia gelegen, wurde 940 von einem langobardischen Baron namens Azzo Adalbert (oder Adalbert Atto) gegründet. Er war der Stammvater des Geschlechts, das auf dieser Burg „Canusia“ einen seiner Sitze hatte. Den Namen „von Canossa“ führte das Geschlecht nie, der wurde ihm erst von späterer Geschichtsschreibung zugeordnet. Schon 950 wurde die Burg drei Jahre lang erfolglos belagert, denn in ihr hielt sich die Kaiserin Adelheid, die Witwe des dritten Karolingerkaisers Lothar auf. Berengar von Ivrea wollte sich aus machtpolitischen Gründen der Kaiserinwitwe bemächtigen.

Die Nachkommen Azzos/Attos sammelten im Lauf des folgenden Jahrhunderts ein seltsames Bündel von Eigengütern, Burgen, kaiserlichen Lehen und Lehen der Kirche an, so daß sie, obwohl nie im Rang mehr als Markgrafen, zu den mächtigsten Potentaten Oberitaliens anstiegen. Die letzte ihres Geschlechts war die berühmte Mathilde, in der Geschichte bekannt als Markgräfin von Toszien, in der Tat eine der bemerkenswertesten Frauengestalten ihres Jahrhunderts. Ihre wechselhafte Biographie hier aufzublättern führte zu weit.

Canossa, wie es sich im 15. Jh. darstellte. (Aus: „Bell' Italia“, L'Appennino Segreto, Oktober-Heft 1992)

Mathilde, eine geschickte Frau, befürwortete und förderte die Reform der Kirche, stand daher mit Gregor VII. in freundschaftlicher Verbindung, obwohl sie, wie sich zeigen wird, keine blind ergebene Parteigängerin des Papstes war. Sie nahm den Papst also in ihre Burg Canossa auf, aber gleichzeitig bot sie dem König, der ja auch immerhin ihr Lehnsherr war, in einer ihrer anderen Burgen, der etwa zehn Kilometer entfernten Festung Bianello, Quartier.

Es begannen sofort rege Verhandlungen auf Distanz (der spätere „Canossagang“ kam für den Papst also keineswegs überraschend). Abt Hugo von Cluny, das moralische Gewissen des Jahrhunderts und – das sei nebenbei erwähnt – Taufpate des Königs, eilte herbei, er und Mathilde beknieten den Papst, den König, der sich bußfertig und unterwürfig zeigte, vom Bann loszusprechen. Aber Gregor, fundamentalistisch (würde man heute sagen) und alterstarrsinnig (obwohl erst 57 Jahre alt) weigerte sich. Dabei ging es ihm – wie aus der Tatsache zu bekunden ist, daß über den eigentlichen tieferen Grund des Streits, nämlich das Recht zur Investitur, nicht gesprochen wurde – nur um den religiösen Justamentsstandpunkt.

Am 25. Januar 1077 erschien, für Gregor dann doch wohl überraschend, der König im Büssergewand und barfuß vor dem inneren Burgtor. Der Tag war von Heinrich sinträchtig gewählt: Der 25. Januar ist der Tag „Pauli Bekehrung“. Aber es half nichts. Der Papst blieb kalt, auch als Heinrich am 26. und 27. Januar den Bußgang wiederholte. (In manchen romantischen Darstellungen aus späterer Zeit sieht man den König im Schnee stehen. Der Schnee ist möglich, nicht dokumentiert; aber unangenehm wird es doch gewesen sein.) Am 28. Januar, als der König zum vierten Mal stumm und betend vor dem Tor stand, drängten alle im Schloß den Papst zur Milde. Außer der Markgräfin Mathilde, die sich sichtlich bemühte, ehrliebe Maklerin zu sein, und Abt Hugo von Cluny waren noch mehrere Bischöfe und hohe Geistliche in der Burg anwesend.

Endlich gab der Papst nach. Heinrich wurde eingelassen (vielleicht bekam er Schuhe geliehen), mußte versprechen, den Streit mit den deutschen Herzögen beizulegen und dem Papst für die bevorstehende Reise nach Deutschland freies Geleit zu gewähren. Heinrich beschwor das, Abt Hugo bekräftigte es durch einen zusätzlichen sozusagen flankierenden Eid. Anschließend erteilte Gregor die Absolution, nahm Heinrich wieder in den Schoß der Kirche auf und spendete ihm bei der nachfolgenden Messe – man kann sich des Eindrucks nicht erwehren: zähneknirschend – eigenhändig das Abendmahl.

Der Friede zwischen König und Kirche dauerte nicht lang. Schon 1080 fand sich der König wieder

im Kirchenbann. Diesmal scherte er sich nicht darum (eine selten konsequente Haltung dieses eher traurigen und tragischen Königs). Auf seinem Romzug von 1092 versuchte Heinrich die Burg zu zerstören. Er war freundlich genug, anzunehmen, damit könne er seine Schande von Canossa tilgen. Die Burg war nicht zu erobern, Heinrich mußte unverrichteter Dinge weiterziehen, und überhaupt endete sein Italienzug kläglich wie so viele der Unternehmungen dieses glücklosen Herrschers.

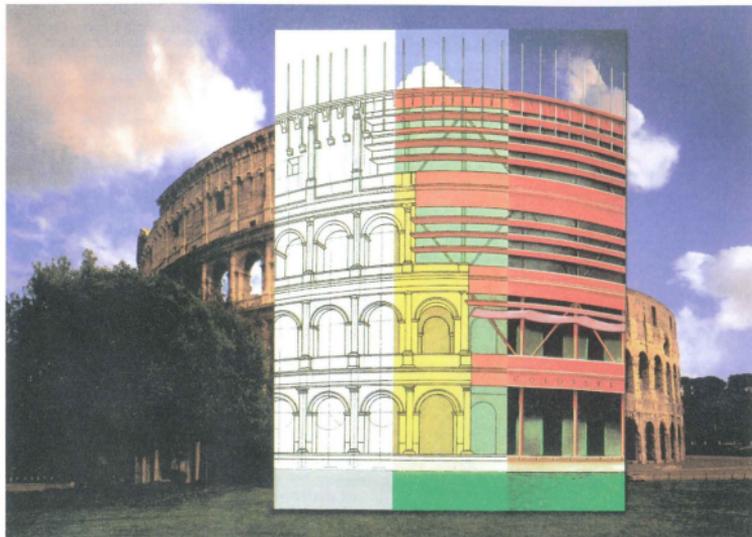
Papst Gregor VII. starb 1085 im Exil in Salerno (er hatte selber die Ereignisse provoziert, die ihn in die Flucht aus Rom trieben); Kaiser Heinrich IV. starb 1106 in Lüttich, von seinem eigenen Sohn abgesetzt und gefangengenommen; Hugo von Cluny starb 1109 in seinem Kloster, wurde schon fünf Jahre nach seinem Tod – wahrscheinlich zu Recht – heiliggesprochen; Mathilde von Tuszien starb 1115 als letzte ihrer Familie, und mit ihr verfiel das heterogene Machtgebilde der Tuszischen Markgrafschaft sozusagen augenblicklich. Einen Teil der Güter, unter anderem die Burg Canossa, erbt die Kirche.

Hundertfünfzig Jahre später ließ die aufstrebende, benachbarte Stadt Reggio Emilia, in der eine Popolare-Partei an die Regierung gelangt war, die umliegenden Burgen, unter anderem Canossa, schleifen (1255). Später wurde die Burg wieder aufgebaut und ging ins Eigentum der Este über. 1502/03 war niemand Geringerer als Ludovico Ariosto Burghauptmann. Ein halbes Jahrhundert danach beendete die Artillerie des Herzogs Octavio Farnese von Parma die Geschichte der Burg. In einem der zahllosen Kriege jener Zeit mit oft sprunghaft wechselnder Parteistellung ließ Farnese die Burg beschießen und dem Erdboden gleichmachen. Was übrigblieb, verfiel im Laufe der Jahrhunderte. 1877 wurden Ausgrabungen unternommen, die das zutage förderten, was heute noch von der geschichtsträchtigen Stätte zu sehen ist. Ein kleines Museum wurde 1893 eingerichtet, dort sind Funde aus den Ausgrabungen zu sehen und Erinnerungsstücke an die Vorgänge um 1077, meist allerdings in Kopie. Der wertvollste Bestand, eine Münzsammlung, wurde 1921 gestohlen.

Als nach dem Tod Papst Pius' IX. sich die Lage 1878 zu entspannen begann und Bismarck mit Nuntius Masella in Bad Kissingen und mit Msgr. Jacobini in Badgastein ins Gespräch kam, begann der Kulturkampf zu versickern, um mit dem neuen preußischen Kirchengesetz von 1882 sein Ende zu finden. Dabei konnte die katholische Kirche entscheidende Positionen durchsetzen, weswegen die preußische Opposition Bismarck vorwarf, er sei nun doch „nach Canossa gegangen“. Es mag dahingestellt bleiben, ob dieser Vorwurf berechtigt war. Die Ruinen der Burg Canossa hat Bismarck jedenfalls nicht besucht.

Virtuelles Denkmal

Bernd Jungwirth



Ohne Titel

Archäologie und Denkmalpflege der Gegenwart bedienen sich moderner Hilfsmittel. Experten behaupten, daß künftig in der Altertumswissenschaft der Computer nicht mehr wegzudenken sein wird. Denn erst die EDV ermöglicht es uns, umfangreiche und teilweise abstrakte Datenmengen so aufzubereiten, daß auch komplizierteste Sachverhalte auf einfache Art und Weise deutlich werden. Der nachfolgende Beitrag wird zeigen, wie modernste Techniken einen unverzichtbaren Beitrag besonders für visuelle Zeugnisse der Menschheitsgeschichte leisten.

Baudenkmäler – ein Stück Architekturgeschichte

Egal in welcher Epoche, vermittelt Architektur Funktion, Identität und Orientierung. Erst wenn Form und Gestalt wahrnehmbar werden, enthüllen sie auch ihre Intention. Das Sehen und Begreifen von Architektur ist ein Weg, das ganzheitliche Denken und die Aussagen einer Generation zu erfassen.

Die Darstellung von Bauwerken, geboren in den Köpfen von Architekten und dort auch plastisch vorhanden, war seit Menschengedenken ein wichtiges Thema. Planungen mußten auch die Zustim-

mung von architektonischen Laien finden, die oftmals mit gezeichneten, zweidimensionalen Ansichten und Schnitten kein richtiges, oder zumindest kein richtiges Bild visuell aufbauen konnten. Um Mißverständnissen in der Darstellung des Entwurfs bzw. des späteren fertigen Objektes vorzubeugen, bedient man sich auch heute noch einer einfachen Methode: des Modellbaus.

In akribischer Kleinarbeit wurde und wird aus Styropor oder Pappe ein originalgetreues, verkleinertes Abbild eines zukünftigen Gebäudes geschaffen. Jedoch immer mit der Angst im Hintergrund, der Entwurf möge sich nicht mehr entscheidend verändern – um des Modells willen.

Planung und Dokumentation im Wandel

Um diesen manuellen Weg entscheidend abzukürzen, gibt uns das EDV-Zeitalter ein wertvolles Werkzeug in die Hand: Die mittlerweile zur Verfügung stehende Hard- und Software im PC-Bereich gestattet es, architektonische Planungen mit allen ihren Details maßstabsgetreu darzustellen. Auf dem Bildschirm wird es möglich, verschiedenste Entwürfe und Ideen zu simulieren, ohne in Plänen zu

radieren oder neue Modelle zu bauen. Alles, was früher ganze Archive füllte, findet auf der Festplatte eines Computers Platz und kann je nach Bedarf wieder auf Papier gebracht werden.

Doch was tun, wenn keinerlei Karten- und Planmaterial über das Bauwerk mehr existiert?

Ein Problem, das dank moderner Vermessungstechnik in Kombination mit speziellen Verfahren der Photogrammetrie und EDV seit kurzem auch der Vergangenheit angehört.

Besonders die Dokumentation architektonischer Bauwerke mit photogrammetrischen Mitteln hat sich durch die Leistungsfähigkeit der EDV entscheidend weiterentwickelt und ist mittlerweile auch zu einer sehr wirtschaftlichen Methode der Datenerfassung gereift.

Es ist heutzutage möglich, ein Bauwerk unter Zuhilfenahme von photographischen Aufnahmen berührungslos zu erfassen. Anschließend wird mit einfachen Methoden ein sehr exaktes Planwerk des bereits bestehenden Bauwerks erstellt, ohne beispielsweise das ganze Gebäude mit einem Gerüst verhüllen zu müssen.

Geschichte der Architekturphotogrammetrie

Die Architekturphotogrammetrie geht auf eine Erfindung von Albrecht Meydenbauer (1834–1921) zurück.

1858 kam er auf die Idee, herkömmliche Bauaufnahmen von Hand durch die geometrische Auswertung von photographischen Bildern zu ersetzen. Seither arbeitete er für die Vervollkommnung und Anerkennung des von ihm entwickelten Meßverfahrens. Zugleich verfolgte er das große Ziel, ein Denkmälerarchiv einzurichten, das Baudenkmäler in meßtechnisch auswertbaren photographischen Bildern dokumentieren sollte. 1885 war es schließlich soweit, daß in Berlin die Königliche Meßbildanstalt gegründet und Meydenbauer zu ihrem Leiter berufen wurde. Seiner Weitsicht ist es zu verdanken, daß uns heute viele nationale und internationale Baudenkmäler in Meßbildern erhalten sind.

Datenerfassung mittels Bündelphotogrammetrie

Die Bündelphotogrammetrie ermöglicht eine ganzheitliche Bauaufnahme, wobei mit einer Kombination aus Vermessung und Photogrammetrie die Grundlagen für die Arbeiten des Architekten bereitgestellt werden: Eine zusammenhängende Vermessung von Grundriß, Fassaden und Dächern.

Die angewandte Methode funktioniert auch in engen Gassen, in Innenhöfen und größeren Innenräumen. Alles wird in einem einheitlichen, überge-

ordneten Koordinatensystem aufgenommen, so daß der Architekt an die von außen bestimmten Fensterpunkte bei seinen Innenvermessungen anschließen und die einzelnen Stockwerkspläne exakt übereinander passend anfertigen kann.

Auch die Herstellung von Schnitten durch Gebäudekomplexe wird durch die Methode der Gesamtaufnahme wesentlich erleichtert. Die Ergebnisse können in verschiedenster Form geliefert werden:

- Numerisch (Koordinatenlisten – ein numerisches Gebäudemodell auf einem Datenträger, Abstände, Flächen, Volumina, Dachneigung, Abmaße etc.).
- Graphisch (Pläne, Schnitte, verschiedene Ansichten, Perspektiven, Axonometrie etc.).
- Photographisch (Vergrößerungen, Entzerrungen, photographische Abwicklungen, Photomontagen).

Durch diese Mischung aus vermessungstechnischen und photogrammetrischen Methoden kann somit sehr zeitsparend ein sogenanntes *verformungsgerechtes Aufmaß* der Architektur durchgeführt werden. Die dadurch gewonnenen Grundrißpläne, Schnittzeichnungen oder Wandabwicklungen können zusätzlich mit exakt dargestellten photorealistischen Details ergänzt werden, deren Aufmaß allein mit herkömmlichen Meßmethoden nur sehr aufwendig zu realisieren wäre.

Von den Meßdaten zum virtuellen 3D-Modell

Neben den Vorteilen für den Architekten, der vor allem von der Genauigkeit und der Zuordnung der gemessenen Koordinaten für Restaurationsarbeiten partizipiert, kommt mit zunehmender Leistungsfähigkeit der Rechner die Frage nach der Animation des gemessenen Gesamtobjektes ins Spiel.

Die Möglichkeit, alle erfaßten Daten zu einem dreidimensionalen Gittermodell zu verbinden bzw. mittels Rendering und Shading eine photorealistische Darstellung einer kompletten Burg zu erhalten, stößt die Tür in eine völlig neue Welt auf.

Doch die Zukunft hat uns bereits eingeholt!

Einfache VRML (Virtual Reality Modelling Language-)Viewer-Programme sind in der Lage, das einmal erzeugte 3D-Modell auf jedem handelsüblichen Personalcomputer darzustellen.

Man kann also einem Interessenten nicht nur zweidimensionales Planmaterial auf Papier zur Verfügung stellen, sondern einen Datenträger mit einer Animation der gesamten Kulturstätte und zugleich noch Texte, ergänzende Fotos und sogar Videosequenzen mit einfügen.



Photogrammetrie,
Schöner Hof,
Plassenburg,
Kulmbach

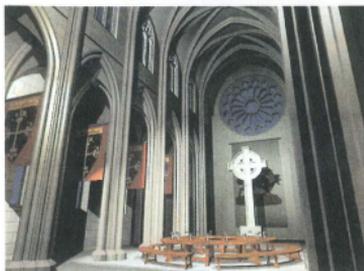


Photogrammetrie,
Schöner Hof,
Plassenburg,
Kulmbach

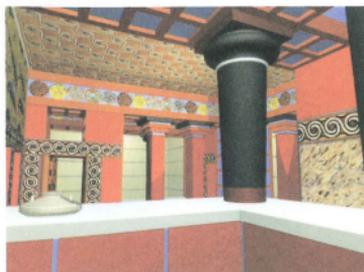
Animation, erstellt
mit ArchiCAD



Animation, erstellt
mit ArchiCAD



Animation, erstellt
mit ArchiCAD



Besonders in der Archäologie zeigen sich die phantastischen Leistungen des Computers.

An Tempeln oder anderen Objekten können Manipulationen oder Rekonstruktionsversuche vorgenommen werden, ohne das Original berühren und dadurch beschädigen zu müssen.

Wir haben jetzt die Möglichkeit, tonnenschwere Gesteinsbrocken an Stellen in der Weltgeschichte zu verankern, an die sie unserer Ansicht nach hingehören. Jeder kann seine Meinung dazu kundtun und muß dazu nicht das Original verändern und dadurch weiter zerstören.

Wir sollten auch an die nachfolgenden Generationen denken. Ein Brand, ein Erdbeben, eine Überschwemmung oder die fortschreitende Zivilisation

können Altertümer in kürzester Zeit für immer vernichten. Dies ist leider schon zu oft geschehen. Mit modernster Technik können wir heute jedes Objekt millimetergenau im Rechner konservieren. Damit erhalten wir unseren Kindern diese einzigartigen Kulturgüter der Menschheit in einer Form, die zumindest eine spätere Rekonstruktion erlaubt.

Kultur via Internet – Alternative oder Unfug?

Historische Denkmäler werden bereits heute über das weltweite Datennetz zur Verfügung gestellt. Somit kann theoretisch jeder überall auf der Welt zumindest virtuell seine bevorzugte Kulturstätte besuchen. Vielleicht ein Weg, den Kulturtourismus etwas zu regulieren und die Denkmäler zu schonen. Die Anzahl der Leute, die einen Internetzugang besitzen, steigt mittlerweile rasend schnell.

Der jüngste Beweis für die Akzeptanz und die Möglichkeiten des Internet wurde erst vor wenigen Wochen von der NASA angetreten, als der ganzen Welt ständig aktualisierte Bilder des Mars, ja sogar Videosequenzen und Animationen via Internet zur Verfügung gestellt wurden. Die Aktion war ein überwältigender Erfolg. Vielleicht ein kleiner Anstoß zu Aktivitäten in diese Richtung auch für Archäologen und Denkmalpfleger.

Weltweite Kultur vor Ort präsent

Die Weiterführung geht in die virtuelle Realität, in der wir uns per Datenhelm in einem Computerabbild, beispielsweise eines Schlosses, bewegen können. Das alles könnte im lokalen Museum vor Ort geschehen. Kultur für jedermann, auch für Leute ohne Internetzugang.

Durch den Verfall der Hardware-Preise auf dem Personalcomputer-Markt ist das mittlerweile eine finanzierbare Alternative. In den nächsten Jahren wird diese Technik mit Sicherheit in vielen Museen das Angebotsspektrum bereichern.

Gegenwärtig stellt der Einsatz von 3D-Datenerfassungstechniken jedenfalls eine große Erleichterung für die Vorbereitung, Durchführung und Dokumentation von Restaurierungsarbeiten an Denkmälern dar. Nach anfänglicher Skepsis stehen viele Architekten und Restaurationsunternehmen dieser Technik sehr positiv gegenüber.

Die Elektronische Datenverarbeitung (EDV) hat sich in den letzten 15 Jahren zu einem Thema entwickelt, das praktisch alle unsere Lebensbereiche tangiert. Kein Bewohner eines Industriestaates kann sich dieser Technik mehr entziehen. Wir sollten deshalb den Weg einer sinnvollen Integration in unser Leben einer kompletten Ablehnung vorziehen, denn wir können die Zeit nicht mehr zurückdrehen.

„Historische Gärten“

In der Serie der Seminare des Österreichischen Burgenvereines fand vom 31. Mai bis zum 1. Juni 1997 in Salzburg ein Seminar über *Historische Gärten* statt.

Ziel dieses Seminars war es, den wiederum zahlreich erschienenen Mitgliedern und Gästen aus erster Hand Informationen über die Entwicklung der Gartenlandschaft Österreichs und Hilfestellungen bei der Rekonstruktion bzw. des Managements historischer Gärten zu geben. Ebenso sollten aktuelle Probleme der Pflege und Erhaltung von historischen Gartenanlagen aufgezeigt werden.

Als Vortragende konnten *Frau Arch. Dipl.-Ing. Maria Auböck* von der Österreichischen Gesellschaft für Landschaftsarchitektur, *Herr Univ.-Doz. Dr. Géza Hajós* vom Referat für Historische Gartenanlagen im Österreichischen Bundesdenkmalamt sowie der Direktor des Salzburger Stadtgartenamtes *Herr Dipl.-Ing. Wolfgang Saiko* gewonnen werden.

In den einführenden Worten evocierte unser Präsident, *Herr Dr. Bernhard von Liphart*, die Sehnsucht des Menschen nach dem verlorenen Paradies und den daraus resultierenden immerwährenden Versuchen, die Erinnerung daran in den Gärten der Menschen wachzuhalten. Die Garten- und Parkanlagen spiegeln daher auch die verschiedensten Stimmungen der Zeit und ihrer Auftraggeber wider. Allerdings sei heute mancherorts die Fröhlichkeit vergangener Gartenseligkeit häufig der Melancholia der Realwelt des ausgehenden 20. Jahrhunderts gewichen, da bei vielen Restaurierungen der historischen Gebäude meist keine Finanzmittel zur Wiederherstellung der Gartenanlagen mehr übrigblieben. Schwierigkeiten bereite aber auch die Tatsache, daß Gartenanlagen als Folge natürlichen Wachstums der Pflanzenwelt mit den Jahren ihren Charakter oft grundlegend verändern und eine sorgfältige Erhaltung nur mit erheblichen finanziellen Mitteln erfolgen kann.

In seinen beiden Vorträgen zeigte Géza Hajós in der Folge dann die

internationale kultur- und kunsthistorische Entwicklung sowie die unterschiedlichen Denkmal- und Naturschutzaspekte der historischen Gärten Österreichs anhand zahlreicher Diapositive.

Schwierigkeiten ergeben sich bei vielen Gartenbesitzern durch den Wunsch, die gegensätzlichen Auffassungen nach originalgetreuer Rekonstruktion anhand historischer Ansichten und der behutsamen Pflege des nunmehr gewachsenen Zustandes miteinander in Einklang zu bringen. Da der rigorose Austausch der Vegetation alle hundert Jahre notwendig ist, um dem Aspekt der gestalteten Räume in der Gartenarchitektur Rechnung zu tragen, wären radikale Eingriffe oft unumgänglich notwendig. Dem stehen aber die Einschränkungen durch den Gesetzgeber oder die der öffentlichen Meinung nach der unbedingten Erhaltung jedes „lieb gewonnenen alten“ Baumes entgegen.

In Österreich gelten aufgrund eines Erkenntnisses des Verfassungsgerichtshofes von 1964 historische Gartenanlagen als „Erscheinungsformen der gestalteten Natur“ somit nicht als menschliche, sondern als Naturdenkmale. Dem steht die Definition der Kommission der Europäischen Gemeinschaft entgegen, wonach Anlagen dann als historische Gärten aufgefaßt werden, wenn das Zusammenspiel von Architektur und Vegetation in historischer oder baukünstlerischer Hinsicht von besonderem öffentlichen Interesse ist. Sie werden dann als Baudenkmal angesehen und sind Ausdruck der engen Beziehungen zwischen Zivilisation und Natur im Einklang mit Kultur und Traditionen jedes einzelnen Landes.

Der allzuoft propagierte Gegensatz zwischen Natur- und Denkmalschutz kann aber nur im Wege eines intensiven gemeinsamen Dialoges auf ein für die Gärten und Parkanlagen nutzbringendes Ergebnis gebracht werden.

In ihren durch Diapositive sehr anschaulich erarbeiteten Referaten berichtete Maria Auböck über *Rekonstruktion und Management histori-*

scher Gärten und die *Gestaltung und Erhaltung gartenarchitektonischer Elemente* anhand ihrer zahlreichen praktischen Erfahrungen in der Ausformung und Revitalisierung bedeutender Gartenanlagen. Im Rahmen eines Überblicks über die mannigfaltigen Möglichkeiten gartenarchitektonische Akzente zu setzen, wurden außergewöhnliche Beispiele von Treppen, Beeten, Fontänen, Pergolen, Gartenkübeln und Bänken vorgestellt. Das Material, aus dem diese gefertigt sind, besteht aus Holz, Metall, Stein oder seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert auch aus Beton. Als Beleuchtung für einen historischen Garten waren seit jeher Fackeln und Öllampen vorgesehen.

Vor der Neugestaltung abgekommener oder Revitalisierung verwilderter Gartenanlagen soll möglichst ein Garten-/Parkpflegewerk von Fachleuten erstellt werden. Dadurch können historisches Ensemble und neuzeitliche Nutzung desselben ein optimales Verhältnis eingehen. Nach Vermessung des gesamten Gartens und einer gründlichen Bestandsaufnahme wird ein Rodungs- und Entwurfsplan gemeinsam mit dem Eigentümer erstellt. Ein genauer Pflanz- und Zeitplan bei den Ausführungsarbeiten erleichtert in der Folge die Wiedererweckung so manches verloren geglaubten Kleinodes der Gartenkunst. So entstehen eindrucksvolle Anlagen, deren volle Entfaltung ihrer farblichen Pracht aber unverändert den Gesetzen der Natur unterliegen. In dieser Form sind unter anderem in den letzten Jahren die Gärten um das Stift Melk und der Kurpark in Gars am Kamp in Niederösterreich, der Keuchengarten von Schloß Ambras in Tirol und der Garten der Temperamente von Schloß Herberstein in der Steiermark wiedererstanden.

Wolfgang Saiko stellte in seinen Ausführungen die *Verbreitung, Herkunft und Pflege der Flora in historischen Gärten* vor. Die Pflanze als lebendiger Bestandteil des Gartens vermittelt sinnliche Wahrnehmungen wie Farben, Düfte, raumbildende Strukturen, flächige Dekoration

als Ergänzung oder Gegensatz zu gebauten Formen und bestimmt damit die Annehmlichkeit eines Gartens.

Stand im Mittelalter vor allem die Heilkraft einer Pflanze im Vordergrund, so änderte sich die Einstellung der Menschen ab der Renaissance. Nun bildete sich der pflanzenbetonte Ziergarten als Typus heraus, dessen Ansehen und Qualität durch das Ausmaß der Seltenheit einer Pflanze bestimmt wurde. Als besonders begehrt galt damals die Tulpe. So erzielte ein Züchter in den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts den sehr beachtlichen Verkaufspreis von 4600 Gulden plus einer neuen Kutsche mit zwei Apfelschimmeln für eine „Semper-Augustus-Tulpe“. In der Barockzeit bildeten sich, von Frankreich ausgehend, dann die bunten Blumenparterres und streng geometrisch gestalteten Gärten heraus, die ab dem letzten Drittel des 18. und dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts durch die Landschaftsgärten englischer Prägung abgelöst wurden.

Ein ausgeklügelter Bepflanzungsplan garantiert die Farbenprächtigkeit und den Abwechslungsreichtum einer Gartenanlage im Jahreskreis. Als Grundregeln der erfolgreichen Gartenkunst, wie sie schon der Hofgärtner des französischen Sonnenkönigs Ludwig XIV., André Le Nôtre, aufgestellt hat und der Theo-

retiker Antoine Joseph Dezallier d'Argenville 1709 publizierte, gelten: Die Natur hat Vorrang vor der Kunst; der Garten darf nicht durch zu viele schattenspendende Elemente trist und düster wirken; er soll seine Schönheiten nicht mit einem Mal preisgeben und stets größer erscheinen, als er ist.

In seinem Bericht über *Konzept und Entwicklung von Hellbrunn* wurde die manieristische Wunderkammer der Gartenarchitektur des Salzburger Fürsterzbischofs Markus Sittikus von Hohenems vorgestellt. Seit 1922 im Besitz der Stadtgemeinde Salzburg, beherbergt das 640.000 m² große Areal die bekannten Teile wie Schloß samt dem Wasserparterre, Grotten und Wasserspiele, den Englischen Park, das Steinerne Theater und das Monatsschlößchen. Die „Villa suburbana“ war ursprünglich nur für einen Herrscher mit Hofstaat und seinen Gästen konzipiert. Da das Selbstverständnis der Betriebsentwicklung in Hellbrunn grundsätzlich darin besteht, die Anlage im Sinne ihres Erbauers zu präsentieren und weiter zu betreiben, muß die Anzahl der heutigen Besucher (etwa 480.000 im Jahr) letztlich limitiert werden. Ein in Ausarbeitung befindliches Parkpflegewerk soll Belastungsgrenzen für einzelne Bereiche festlegen und etwaige Einschränkungen im Besucherstrom begründen helfen.

Unter der sachkundlichen Führung von Dir. Saiko konnten die Seminarteilnehmer nicht nur hinter die (technischen) Kulissen von Hellbrunn blicken, sondern auch einen Rundgang im Park von Schloß Mirabell genießen. Schloß Leopoldskron mit seinem ausgedehnten Landschaftsgarten wurde von *Baron Seifertitz* im Rahmen eines Empfanges vorgestellt. Das zwischen 1736 und 1744 von Fürsterzbischof Leopold Anton Firmian errichtete Rokoko-Schloß war in der Zwischenkriegszeit Wohnsitz von Max Reinhardt und beliebter Treffpunkt der frühen Salzburger Festspielzeit.

Das verwahrloste Objekt wurde von ihm gründlich restauriert und stilvoll neugestaltet. Besonderer Erwähnung bedarf es dabei des venezianischen Salons und der als verkleinerte Nachbildung der aus dem Stift St. Gallen angelegten Bibliothek.

Anläßlich eines abendlichen Empfanges bei den Grafen Meran – herzlich Dank! – wurde so mancher Eindruck im persönlichen Gespräch mit den Vortragenden vertieft.

Ein besonderer Dank gilt Dir. Saiko, der uns die Durchführung des Seminars im Schloß Hellbrunn ermöglicht hat. Vielen lieben Dank auch all jenen, die am Zustandekommen des Seminars mitgewirkt und hervorragend organisiert haben!

Maximilian Mautner-Markhof

Die ausführlichen
Unterlagen können im
Sekretariat des ÖBV,
Wien, erworben werden
(Tel.: 01/535.81.91 –
Fax: 01/535.81.96)

BERICHT

Seminar des Südtiroler Burgeninstituts über „Bauuntersuchung“

Am 16. Mai 1997 fand im Happerhof in Auer eine Veranstaltung zum Thema „Bauuntersuchung heute“ statt. Dieser Ort wurde gewählt, weil das Thema anhand des erst kürzlich untersuchten, benachbarten Ansitzes Baumgarten exemplarisch beschrieben und durch einen Besuch des Ansitzes praxisnah noch einmal diskutiert werden sollte. Insgesamt ging es aber nicht darum, die Bauuntersuchung des Ansitzes vorzustellen, sondern vielmehr die Methode in ihren Facetten zu erläutern, wobei die erfolgte Untersuchung das illustrative Material abgeben sollte. Die Veranstaltung gliederte sich in drei Bereiche. *Walter*

Hauser vom Denkmalamt Innsbruck sprach über „Die Rekonstruktion der Architekturgeschichte, Methoden und Grenzen“ und deckte damit den Bereich der Architekturgeschichte ab. Neben dem Ablauf der Methodik, der Möglichkeit der Datierung von Mauerwerken und architektonischen Details und der Form der Dokumentierung wurde das Ineinandergreifen der einzelnen Fachbereiche, welche aufgelistet wurden, als wesentliches Moment einer erfolgreichen Bauuntersuchung gewertet. Herausgestellt wurde dann vor allem der notwendige Bogen, der sich von der Rekonstruktion der Architekturbio-graphie zur Restaurierung spannt. Die

Verfolgung der Geschichte des Baukörpers bekommt eigentlich erst durch ihre Übersetzung in eine konkrete Restaurierung, die letztlich diese Geschichte auch abbildet, ihren Sinn. Wichtig war dem Referenten, daß nicht jedes gefundene Detail auch am Objekt selbst gezeigt werden muß, was auch nicht der Zweck der Bauuntersuchung ist und sein kann, sondern daß es immer auch darum geht, ästhetische Lösungen zu finden, die die Objekte nicht zu Museumschaustücken degradieren, welche in dieser Form nie bestanden und insofern eine deutlich in den Vordergrund gerückte Neuinterpretation des Objektes darstellen.

Anhand von negativen Beispielen wurde der Sachverhalt illustriert. *Markus Pescolier*, Restaurator aus Bruneck, leitete sein Referat „Putze und Anstriche, Untersuchung der Farbinterpretationen und die Möglichkeit ihrer zeitlichen Einordnung“ mit der Behauptung ein, daß zu jeder Restaurierung eine vorhergehende Untersuchung gehört, die die Information und Argumentation für die Entwicklung von objektspezifischen Restaurierungskonzepten liefert, ja vielmehr macht sie die Restaurierung eigentlich erst zur Restaurierung, da sie dem Objekt ein Mitspracherecht einräumt und darin die Übertragung des Eigenen auf die fremde Kultur strukturell zurückdrängt. Dann folgen die verschiedenen Methoden der Oberflächenuntersuchung, die abhängig von der jeweiligen Fragestellung gewählt werden und deshalb auf spezifische Fragestellungen und Aussagen ausgerichtet sind. Eine präzise, von anderen Faktoren unabhängige Datierung ist, abgesehen von charakteristischen Farbigkeiten und Putzoberflächen, derzeit nicht möglich. Es bedarf hier architektonischer Details, Überlappungen, Profile, um sie in der Form eines hermeneutischen

Zirkels zu datieren: Die Architektur datiert die Farbinterpretation und letztere erstere, wobei sich beide Einordnungsvorschläge nicht widersprechen dürfen. Den Abschluß bildete *Kurt Nicolussi* von der Universität Innsbruck mit dem Titel „Die Altersbestimmung von Baubolz. Dendrochronologie als Hilfswissenschaft der Bauuntersuchung“. Zunächst beschrieb er die biologische Voraussetzung, die die Möglichkeit einer exakten Altersbestimmung von Hölzern erlaubt. Abhängig vom Standort und den jeweils spezifischen klimatischen Bedingungen und abhängig natürlich auch von der Holzart, hat jeder Baum ein charakteristisches Verhältnis der Jahresringabstände, das sich als Kurve abbilden läßt. Mißt man nun dieses Verhältnis bei einem unbekanntem Baum, trägt es als Kurve auf und vergleicht es mit bestehenden Mittelkurven, dann läßt sich mit statistischen Methoden das Schlagdatum des Baumes bestimmen. Historisch interessant ist nun, daß das Schlagdatum meist mit dem Einbaudatum des Holzes übereinstimmt und sich somit die immer wieder kolportierte Meinung, daß diese Hölzer lange Zeit liegengelassen wurden, nur in

seltenen Fällen bestätigt werden kann. Betont wurde dann, daß man sich von der präzisen Datierung nicht zu Verabsolutierungen verleiten lassen soll, da es 1. Balkenreihen braucht, da ein Balken ja wieder verwendet sein könnte, 2. die Balken störungslos im Mauerwerk sitzen müssen, sollen sie dieses datieren, und 3. eine Datierung auch von Balkenreihen in eine Datierung des Gebäudes sein muß, da man auch ganze Balkenreihen wiederverwendete, wie am Beispiel von Schloß Tirol nachgewiesen werden konnte. Letztlich wurde gerade durch die Möglichkeit der Altersbestimmung die Bedeutung von Hölzern als geschichtliches Dokument, das wie Architektur und Oberflächen wesentlich zu jedem Gebäude dazugehört, betont. Mit einer regen Diskussion und einem Besuch des Anzites Baumgartens, wo die Frage der Überdachung des Innenhofes und die grundlegendere Problematik der Widmung historischer Gebäude, die immer zu bestimmten Zerstörungskonsequenzen führt, angesprochen wurde, schloß die gut besuchte Veranstaltung ab.

Hanns von Klebelsberg

◆ Steiermark-Rundfahrt ◆

Als ein überraschender Erfolg mit über 60 Anmeldungen von Jugendlichen und solchen, die noch gerne dazugehören, darf die heurige Schlössertour des Österreichischen Burgenvereins vom 20. bis 22. Juni gewertet werden. Diesmal lockte das österreichische Bundesland mit der dichtesten Burgen- und Schlösservielfalt, die grüne Steiermark im Raume des Stubenberger Sees. Mit „Heimvorteil“ initiierte Carl Graf Vetter von der Lilie das dichtgedrängte Programm.

Auftakt der 2tägigen Tour war die Mitte der 80er Jahre zu einem Luxushotel umfunktionierte Schloß Obermayrhofer. Seit 1777 im Besitz der Familie, empfing uns Graf Kotulinsky mit einem Begrüßungscocktail und Brötchen in dem von Arkaden umgebenen Innenhof. Der älteste wohnurtümliche Schloßteil erinnert mit seinen fein ausgearbeiteten

Stockwerkgesimsen und den rundbogigen Obergeschoßfenstern an die Renaissance-Baukunst in der Nachfolge des Grazer Landhauses. Die großzügig angelegten Zimmer beherbergen neben kostbarem Mobiliar und alten Gemälden hochzeitshungrige Gäste, die sich in der schloßeigenen Kapelle das bindende „Ja“ zuflüstern können.

Der Schloßherr selbst beeindruckt durch seinen ungebrochenen Willen, ein gehobenes Niveau des Wohnens europaweit zu etablieren. Er ist der Herausgeber eines „Schloßhotel-Gotha“, der nicht nur österreichische Häuser vorstellt, sondern auch Einblick in edle Gemäuer Deutschlands bietet.

Wer die morgendliche Frische des Stubenberger Sees nicht riskierte, wurde spätestens beim straffen Samstagprogramm aufgeschuecht. Schloß Thannhausen zählt zu einem

der bedeutendsten Beispiele der steirischen Renaissance-Baukunst gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Dieser gewaltige Vierflügelbau wird von einem weitläufigen Park im Stil des englischen Landschaftsgartens umgeben. Im Gegensatz zu den Innenräumen, die unserem Besuch durch die unvorhergesehene Abwesenheit des Besitzers Baron Erwein Gudenus verschlossen blieben, hatten wir ausreichend Gelegenheit, die vegetabile Vielfalt des gepflegten Gartens zu gustieren. Der sympathische Bruder Baron Ferdinand Gudenus begrüßte uns zwar im Namen seines Bruders, um dann geschickt auf das ihm anvertraute Schloß Fronberg bei Anger zu führen. Auf einem steilen, nach drei Seiten zur Feistritz abfallenden Felskegel befindet sich dieser steirische Adelsitz, bei dem eine mittelalterliche Ringburanlage, 1265 erstmals urkundlich erwähnt, zu einer Einheit

BERICHT



◆ Jugend des österreichischen Burgenvereins



Der Frühstückssalon im Schloßhotel Obermayrhofen mit klassizistischer Architekturmalerei

Innenhof von Schloß Frondsberg

im Sinne der Renaissance umgebaut wurde (Ende 16. Jahrhundert).

Vor allem der prächtige Festsaal mit den prunkvollen, fassadenartigen Türgerichten und Intarsienarbeiten ist neben der Kapelle mit architekturillusionistischer Deckenmalerei und einem Altar in Knorpelwerkstil sehenswert. Ferdinand klärte uns am Beispiel von Frondsberg über die Erhaltungsproblematik zwischen dem Land, der oft kritisierten Mittelknappheit des Denkmalschutzes mit seinen schwindelerregenden Reparaturaufgaben und dem hohen persönlichen Einsatz auf.

Beim Ackerwirt am Kulm konnten wir bei strahlendem Sonnenschein die steirische Kochkunst unter die Lupe nehmen.

Obwohl der Besitzer von Schloß Küml, Herr Ing. Walter Harwalik, persönlich nicht kommen konnte, veranlaßte er eine teilweise Besichtigung dieses ausschließlich nur privat zu besuchenden Schlosses. Der zweigeschossige Bau mit einer Putzfeldgliederung um einen rechteckigen Pfeilerarkadenhof wurde von Rochus Orsolino begonnen, jedoch ab 1692 von Josef Schmerlaib zu Ende geführt, als dieses Schloß noch den Chorherren von Stift Pöllau als Erholungsort dienen sollte.

1815–1954 im Besitz der Freiherren von Gudenus, wurde Küml vor dem Kauf des heutigen Besitzers (1978) vom Steirischen Kinderretzungswerk genutzt.

Der prominenteste Schloßbau der Steiermark durfte bei unserer Rundfahrt nicht fehlen – so besuchten wir als private Gäste von Andrea Gräfin Herberstein die großzügige Anlage von Schloß und Tierpark Herberstein. Unsere Verspätung ließ ein Lustwandeln zu dem im Tal liegenden Schloß selbstverständlich nicht zu, jedoch stand für unsere Gruppe ein Bummelzug bereit, der unsere gehäulte Runde in den bemerkenswerten Florentinerhof (17. Jahrhundert) kutschierte. Eine kompetente Führung machte uns sowohl mit der jahrhundertelangen Geschichte der Familie als auch des Hauses vertraut.

Doch der eigentliche Höhepunkt unseres Besuches war die Rekonstruktion des Gartens durch Frau D. I. Maria Auböck. Diese engagierte Landschaftsarchitektin konnte für eine Sonderführung der Jugend des österreichischen Burgenvereins nach Herberstein „eingeflogen“ werden. Gestaltet sich der erste Eindruck des Gartens eher nüchtern (die Arbeiten wurden erst im Mai abgeschlossen), so mußten wir nach den kompetenten Ausführungen von Frau D. I. Auböck die enorme Anstrengung, die sowohl künstlerischer, arbeitstechnischer als auch finanzieller Natur hinter diesem Versuch der Revitalisierung eines formal angelegten Gartens steckt, anerkennen. Die Natur braucht nun Zeit, um eine harmonische Größe zu erlangen, dennoch war es für uns äußerst interessant, ein Planungs- und Entwicklungsstadium eines Gartens dieses Genres kennenzulernen. Der traumhafte Blick auf die gesamte Schloßanlage als auch das rustikale Jausenbuffet auf der Gartenterrasse waren ein wunderschöner Ausklang unserer Busfahrt.

Nach einer kurzen Verschnaufpause in unserem Quartier bog bei Einbruch der Dunkelheit der Konvoi von etwa 20 Autos in eine Allee in der Nähe von Fürstfeld ein. Das von Fackeln beleuchtete Rondeau gab den stimmungsvollen Blick auf Schloß Feistritz frei, wo wir bis in die frühen Morgenstunden feiern durften. Mit einem Riesensnack, ausschließlich aus Köstlichkeiten aus

biologischer Landwirtschaft bestehend, dem DJ oder den gutgelauten Gästen wurde niemandem die Nacht zu lang.

In der traumhaft situierten Wallfahrtskirche Pöllauburg fand unsere morgendliche Messe statt. Einige der unverbesslichen Langschläfer versäumten auch die durch Oberschulrat Ammerer geleitete Führung durch das Schloß Pöllau. Dieses Bauwerk geht auf eine Wasserburg des 12. Jahrhunderts zurück. Das heutige Erscheinungsbild ist vom prachtvollen Barockbau des ehemaligen Chorherrenstiftes mit dem „Steirischen Petersdom“ geprägt. Der Architekt Carlo Carlone erbaute diese Kreuzkuppelkirche in den Jahren 1701–1712. Dieser beeindruckende Schloßbau ist ein wichtiges Beispiel für die Manifestation römischer Kunstrichtungen im steirischen Hochbarock: die Vereinigung von Zentral- und Langhausbau einerseits und die Durchsetzung illusionistischer Großmalerei andererseits.

Der mit größter Spannung erwartete Besuch galt sicherlich der Burg Neuhaus am Stubenbergsee. Hätte man diese Burg vor einem Jahrzehnt besucht, so wäre man vor ein paar Maurestrassen und üppiger Vegetation gestanden. Heute überrascht diese ursprünglich aus dem 14. Jahrhundert stammende Hausburg mit vier Wohnflächen und einer traumhaften Aussicht über den Stubenbergsee. Die Grafen Vetter von der Lilie erwarben dieses dem Verfall preisgegebene Objekt 1982 und haben sich mit bewundernswertem Engagement ihren Traum erfüllt. Der Sohn des Hauses installierte hier den Prototyp seiner zentralen Lichtschaltzentrale, mit der von einem Kästchen im Wohnbereich die gesamte Burganlage bedient werden kann. Eine Erfindung, die auch für andere Schloßbesitzer von höchstem Interesse sein dürfte. Die Gastgeberin Ingrid Gräfin Vetter von der Lilie erwartete unsere Gruppe mit einem herrlichen Mittagsbuffet, köstlichen Auffäufen und in den Morgenstunden mit frisch gepflückten Erdbeeren und sorgte somit für einen gemächlichen Ausklang des Wochenendes.

Allen Gastgebern sei an dieser Stelle herzlich für ihre Bereitschaft, ihr privates Haus zu öffnen, gedankt. Weiters könnte wohl dieses enorme Programmangebot nicht ohne eine kräftige Finanzspritze des Öster-

sondern auch Kunstwerke, Sammlungen, Möbel, Inventare und Archive in Privathand. Vornehmliches Ziel sei es dabei, der zunehmenden Aushöhlung des Begriffs vom Privateigentum an Baudenkmalen und Kulturgütern Widerstand zu leisten, so z. B. bei dem Konflikt Baudenkmal versus Eigentümerbelastung oder bei der geplanten Inventarisierung mobiler Kulturgüter.

In einem zweiten Teil seines Beitrages berichtete Graf Fugger über seine Arbeit im Landesdenkmalrat, dem er als Vorsitzender unseres Vereins angehört. Der Landesdenkmalrat ist das Beratungsgremium der bayerischen Staatsregierung in allen Streitfragen von Denkmalpflege und Denkmalschutz. Er setzt sich aus Vertretern von Verbänden und Körperschaften, die in diesem Bereich eine Rolle spielen, zusammen.

Nach diesen Ausführungen führte uns der Hausherr durch sein perfekt gepflegtes und restauriertes Haus. Die Familie Seckendorff ist in Oberzenn seit über 700 Jahren ansässig. Ursprünglich wohnte in Oberzenn nur die Linie Seckendorff-Gutent. Im 16. Jahrhundert gelang es aber der Linie Seckendorff-Aberdar, den Vorfahren unseres Gastgebers, die Hälfte des Schloßkomplexes von ihren Vettern zu erwerben. Somit stehen seit nunmehr 400 Jahren zwei Schlösser nebeneinander, das „Rote“ und das „Blaue“ Schloß unseres Gastgebers (die Namen leiten sich von der Farbe der Außenwände ab), die sich um einen Innenhof – anstelle einer früheren Wasserburg – gruppieren. Der Schloßkomplex des „Blauen Schlosses“ ist eine barocke Residenzanlage vom Beginn des 18. Jahrhunderts mit einer repräsentativen Gartenfront. Bauherr des Schlosses in seiner heutigen Form war Christoph-Ludwig Seckendorff, der als Minister des Markgrafen von Ansbach eine seiner Stellung gemäße Behausung benötigte. Anschließend wurde auch das „Rote“ Schloß barock umgestaltet. Da die Bedeutung der Seckendorffs im 19. Jahrhundert zurückgegangen war, hatte die Familie nicht die Möglichkeit, die Schlösser in Oberzenn umzubauen. So zeigen sie sich uns heute noch ganz in ihrer barocken Pracht.

Unser Gastgeber befaßt sich seit 1971 mit der Instandhaltung und Restaurierung seines Schlosses (s. auch

ARX 2/92, 191 f.). Teilweise waren starke Eingriffe in die Raumeinteilung nötig, um den Zustand des beginnenden 18. Jahrhunderts wiederherzustellen.

Von der Gartenfront gelang man über eine Brücke in die Reste eines historischen Gartens, der durch Graf Seckendorff in Andeutung mit Wegen und Rabatten wiederhergestellt wurde.

Besonderes Interesse galt auch der in Oberzenn gefundenen Lösung zur Erhaltung und Aufbereitung des umfangreichen Archivs, das einen Großteil der Archivalien der Grafen und Freiherren v. Seckendorff umfaßt. Graf Seckendorff schloß mit dem Freistaat Bayern einen Vertrag, wonach der Staat die Archivalien zunächst zur Pflege, Konservierung und dem Anlegen von Findbüchern erhielt. Anschließend wurde der Bestand verfilmt und ist als Film im Staatsarchiv Nürnberg der Öffentlichkeit zugänglich. Nach der Bearbeitung durch das Staatsarchiv Nürnberg kam der Archivbestand wieder nach Oberzenn zurück, wo er in einem eigens dafür umgebauten Gebäude seinen Platz gefunden hat. Die Archivierung durch den Staat war für den Eigentümer kostenlos. Er mußte dem Staat jedoch ein Vorkaufrecht einräumen (mit Vorbehaltsklausel für Familienmitglieder) und sich verpflichten, für mindestens 25 Jahre den Bestand in einem dafür geeigneten Gebäude zu lagern.

Nach einem guten Mittagessen in einem fränkischen Wirtshaus, bei dem ausführlich Gelegenheit bestand, sich auszutauschen, hielt uns unser Mitglied Dipl.-Ing. Arch. Veit Huber im örtlichen Rathaus einen sehr engagierten Vortrag über das praktische Wesen der Denkmalpflege. An Hand von Beispielen aus seiner Arbeit führte er uns die Grundlagen und die Problematik der Denkmalpflege vor. Außerdem stellte er ein Pilotprojekt im Rahmen der Sanierung von Schloß Thüngen vor, bei der als Alternative zu handelsüblichen Außenstrichen eine selbsthergestellte Naturfarbe auf handgemachtem Putz aufgetragen wurde.

Anschließend entspann sich eine lebhaft Diskusion über die Problematik des denkmalpflegerischen Mehraufwands einiger der vorgeführten Beispiele.

Zum Verhältnis Eigentümer privater Denkmäler und Staat führte Veit Huber aus, daß staatliche Stellen nunmehr verstanden hätten, daß die Eigentümer zu unterstützen wären. Wenn die Eigentümer mit sinnvollen und schlüssigen Konzepten kämen, würden die staatlichen Stellen hier keinen Widerstand leisten.

Nach einer Stärkung mit Tee und Kuchen bei Graf Seckendorff wurde die Veranstaltung durch einen Vortrag der Kunsthistorikerin Edith Schöneck über den Bildersaal des „Blauen Schlosses“ in Oberzenn abgeschlossen (s. auch ARX 1/94, 347 ff.). Edith Schöneck hat ihre Magisterarbeit über dieses Objekt geschrieben, die nunmehr auch gedruckt vorliegt. Geplant und konzipiert wurde der Bildersaal ebenfalls durch Christoph-Ludwig Seckendorff. Als Vorbild dienten ihm Säle am Niederrhein, der Heimat seiner Frau, und in Frankreich. Speziell ein Saal im Schloß Anholt bei Bocholt weist hier erstaunliche Parallelen auf. Das Konzept, welches hinter der Anordnung der 87 Bilder stand, sollte dem Besucher sofort beim Betreten des Saales die Bedeutung der Familie Christoph-Ludwigs veranschaulichen. Christoph-Ludwig hatte zu diesem Zweck Portäts bedeutender Verwandter von sich selbst und seiner Frau anbringen lassen.

Seinen Ausklang fand dieser ereignisreiche Tag im Wirtshaus des „Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim“, das als kulturgeschichtliches Museum in eindrucksvoller Weise wichtige Bereiche des Alltagslebens vom 14. Jahrhundert bis zur Gegenwart dokumentiert und mit über 60 wiedererrichteten und z. T. „belebten“ Gebäuden zu den größten Einrichtungen dieser Art in Europa zählt.

Nach dieser gelungenen Veranstaltung möchten wir uns herzlich bei den Referenten für ihre Vorträge bedanken, die unsere Erwartungen voll erfüllt haben. Schließen möchten wir diesen Bericht mit unserem herzlichsten Dank an Graf Seckendorff, weil er uns sein Haus für die Veranstaltung zur Verfügung gestellt und uns sehr gastfreundlich aufgenommen hat.

Raphael v. Deym und
Ulrich Fugger v. Glött

Jahreshauptversammlung des Vereins zur Erhaltung privater Baudenkmäler

am 26. Juli im Corpshaus der Rheno-Palatia, München

BERICHT

1. Der Vorsitzende Graf Fugger begrüßt die Anwesenden und dankt – in eigenen wie im Namen der Mitglieder – den Vertretern des gastgebenden Corps, insbesondere Herrn Claudio Ritter für die Gastfreundschaft und die Gastlichkeit in diesem Hause.

Dann gedachten die Anwesenden der im vergangenen Jahr verstorbenen Mitglieder durch Erheben von ihren Plätzen.

Graf Fugger berichtet über seine Tätigkeit im Landesdenkmalrat:

Er teilte mit, daß das Petition der Denkmalpflege für die Beibehaltung der vollen 10%igen Abschreibung des Erhaltungsaufwandes für denkmalpflegerische Bauten im EStG bisher leider nicht durchgesetzt werden konnte. Nach den neuen Vorstellungen der Bundesregierung soll diese Abschreibung auf 5% herabgesetzt bzw. auf 20 Jahre Abschreibungsdauer verlängert werden – jedoch mit einem eventuellen Verlustvortrag. Dies ist absolut unzureichend und wird der Bedeutung des Denkmalschutzes nicht gerecht. Außerdem würde diese Regelung weiter zu einer Sonderbelastung für jeden Denkmalbesitzer führen. Graf Fugger appelliert an alle Mitglieder, sich weiter mit diesem Problem zu befassen. Jeder sollte seinen politischen Einfluß in Bonn oder München geltend machen, da bisher noch keine endgültige neue Steuergesetzgebung festliegt.

Bei Anschlüssen von Schlössern an öffentliche Ver- oder Entsorgung entstehen neue Probleme. Der BayVGH hat mit Urteil vom 28. 2. 1995 entschieden, daß Schlösser mit übergroßen Räumen grundsätzlich nicht vom Anschluß- und Benutzungszwang befreit werden können und daß der Anschluß davon abhängt, ob in den Räumen z. B. Wasser aus einem Wasseranschluß entnommen werden kann. Im obigen Urteil sind z. B. eine Kapelle genannt und ein nicht bewohnter Turm. Die Behandlung ist im Landesdenkmalrat noch vorgesehen. Es

werden jedoch neue Erkenntnisse dazu eingeholt.

In allen Sitzungen des Landesdenkmalrates war Graf Fugger anwesend und hat die Interessen privater Eigentümer eingebracht.

Das Problem der Bodenfunde wurde noch nicht gelöst. Es wurde jedoch ein Antrag an die Bayerische Staatsregierung gestellt, daß bei Aufdeckung von Bodenfunden im Einvernehmen mit dem Grundeigentümer Grabungsdauer und entstehende Kosten hierfür einvernehmlich geregelt werden sollten. Es kann nicht angehen, daß bei Bodenfunden das Verursacherprinzip angewendet wird, weil das im BayDSchG keine Grundlage hat. Man wird sich also jeweils vertraglich einigen müssen. Eine allgemeine Regelung ist nicht zu erwarten, der Landesdenkmalrat wird die Sache weiter verfolgen.

Anschließend berichtet Graf Fugger über das gelungene Jugendseminar und beglückwünscht die beteiligten Organisatoren sowie die Redner und den Gastgeber Graf Seckendorff.

2. Dr. Silvia Freiin Ebner von Eschenbach berichtete über das Seminar in Oberrhein. Die „Jugend-Gruppe“ spricht jüngere potentielle Mitglieder zwischen 20 und 45 Jahren an und verlegt sich auch weiterhin auf fachliche Aspekte. Auch die

Referentin bedankt sich nochmals auch im Namen ihrer Gruppe bei Rainer Graf von Seckendorff, Frau Dr. Schöneck und Herrn Huber für die interessanten Führungen und Vorträge. Ähnliche Vorhaben werden künftig organisiert werden.

3. Freiherr von Ow als Schatzmeister setzte die Versammlung über Ausgaben und Einnahmen sowie Außenstände in Kenntnis. Es ergab sich im vergangenen Jahr ein Verlust von etwa 800 DM, dem jedoch ausreichende Guthaben gegenüberstanden.

7. Daraufhin schlug Baron von Ow vor, den Jahresbeitrag bei 80 DM zu belassen. Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

4. und 5. Als Rechnungsprüfer bestätigte Freiherr von Oefele nicht nur das Zahlenwerk, sondern auch die gewissenhafte Führung der Kasse. Daraufhin beantragte er zusammen mit einer Danksagung die Entlastung des gesamten Vorstandes. Diese wurde einstimmig, bei Enthaltung der Betroffenen, erteilt.

6. Als Geschäftsführer sprach Baron Beaulieu Marconney die Gratulation der Anwesenden Herrn und Frau Dr. Erl für die Verleihung des Denkmalpreises der Hypo-Kulturstiftung 1997 aus (s. S. 46).

Zur Abwasserfrage (s. Bericht des Vorsitzenden) erklärte er, daß es für jedes Mitglied notwendig sei, bei



Der Verein zur Erhaltung privater Baudenkmäler führte von 3.–5. Oktober eine Studienfahrt „Rundum Würzburg“ durch. Neben dem Park von Veitshöchheim, mainfränkischen Stadtbefestigungen (Iphofen) und Kirchenburgen (Mönchsodheim) standen v. a. private Schlösser auf dem Programm, wie Castell, Schwarzenberg, Mainsodheim u. a.

Burgschloß Thüngen

Aktionen zu derartigen Problemen die notwendige Teilnahme zu erbringen. Es sei in jedem Falle besser, als Gruppe aufzutreten als in einer Einzelkämpferaktion, da sich auf diese Art die Belange der Gesamtheit besser durchsetzen ließen.

Für die Jugendarbeit werden die Mitglieder gebeten, bei ihnen durchgeführte Renovierungsarbeiten oder entstehende Problemsituationen bei der Geschäftsführung bekanntzugeben, damit diese Situationen für die praktische Jugendarbeit genutzt werden können. Gleiches gilt auch für die Archivalien.

Zur Organisation des Vereins wurden die Mitglieder aufgefordert, sich

an die richtigen Adressen zu wenden: bei Geldfragen an den Schatzmeister und bei Organisationsfragen an die Geschäftsstelle. Es wurde an alle die Bitte ausgesprochen, Änderungen der Anschrift, des Telefons oder Faxes sowie der Kontonummer oder Banken (dieses an den Schatzmeister) anzugeben.

8. Es lagen keine Mitgliederanträge vor.

9. Das Angebot von Baron und Baronin Hammerstein, die nächste JHV im Jahre 1998 bei ihnen in Aufhausen bei Erding stattfinden zu lassen, wurde von der Versammlung dankbar angenommen.

10. Hier wurde nochmals über die Situation der Anschlusskosten für Schloßgebäude an öffentliche Versorgungs- und Entsorgungsnetze gesprochen. Das vorliegende VGH-Urteil scheint den bisher gültigen Äquivalent-Grundsatz in Frage zu stellen, die Erfahrung der neuen, verschlechterten Situation ist noch zu machen.

Nun beschloß der erste Vorsitzende die Verhandlung. Er bedankte sich bei den Teilnehmern und dankte nochmals den Gastgeber. Anschließend fand der Vortrag von Herrn Bruckmayr statt.

Fhr. von Beaulieu Marconny
Albert Graf Fugger von Glött

STANDPUNKT

Beim 29. Bayerischen Heimtag in Bamberg, der unter dem Motto „Stolz auf Heimat“ stand und ungeahnt viele (ca. 450) Teilnehmer anlockte, sprach Herbert Rosendorfer mit gewohnt spitzer Zunge zum Thema „Wie provokativ ist Heimat?“. Den Anfang dieser Rede möchte ich Ihnen ungenervt vorhalten.

Es gibt, soviel ich weiß, keine Statistik darüber, aber ich schätze, daß pro Tag allein im Bereich der deutschen Sprache, also in der Heimat unserer Zunge, zehntausend Reden gehalten werden. Die Reden-Kurve steigt, vermute ich, gegen das Wochenende hin an, flacht am Montag, Dienstag etwas ab, um am Mittwoch wieder anzusetzen. Kongresse, Symposien, Seminare und dergleichen beginnen in der Regel am Donnerstag ihr Unwesen zu treiben, kulminieren am Samstag. Zehntausend Reden pro Tag – nein, das ist zu niedrig gegriffen: Sagen wir zwanzigtausend. Dabei sind Vorlesungen an Universitäten, das Geschwätz im Bundestag und in den Parlamenten noch gar nicht mitgezählt. Jahreszeitlich gesehen ballen sich Reden um die jeweiligen Jahreswendes, Juli und August sind, trotz der beliebten Ferienseminare, redenärmer.

Was ist die Rede? Eine Rede ist die Erzeugung von Schallwellen seitens eines Redners, der das sagt, was die Zuhörer eh schon wissen, und zwar meistens zu lang. Ich habe, so wahr ich hier stehe, noch nie eine wirklich notwendige Rede gehört. Meine eigenen Reden nicht ausgenommen. Was ist also eine Rede? Das Purgatorium der Zuhörer, bevor sie zum kalten Büffet dürfen.

Zwanzigtausend Reden am Tag. Und worüber wird geredet? Über alles wird geredet. Über Maastricht,

über den Eck-Rentner, über den Ötzi, über Schönheit, über die Wiedervereinigung, über den Leitzins, über Franz Kafka und über die Probleme der Binnenschifffahrt. Redner betonen, warnen, grüßen, mahnen, beglückwünschen, fordern, gelegentlich bedauern sie auch. (Aber noch nie habe ich eine Rede gehört, in der der Redner seine Zuhörer wegen deren verlorenen Zeit bedauert hätte.) Und über Begriff, Problematik und Wesen der Heimat wird geredet. Würde geredet.

Ob es irgend etwas gibt, was über den Begriff, die Problematik und das Wesen von Heimat noch nicht gesagt worden ist? In den sicher hunderttausend Reden, die auf Heimtagen gehalten wurden? Ich stelle mir den Begriff „Heimat“ vor: ein ursprünglich schönes Wort, althochdeutsch heimoti, mittelhochdeutsch heimote oder heimnote (ursprünglich stets Neutrum, erst sehr spät ein Femininum, wahrscheinlich, weil auch „patria“ feminin ist) und so fort. Durch den ständigen Beschuß mittels rhetorischer Projektile ist die Heimat durchlöchert wie ein Elemental, dessen Heimat, die Schweiz, ja besonders – wie soll man sagen? – heimatintensiv ist.

Wann ist der Zeitpunkt gekommen, daß man erkennt, es ist nicht nur über den Begriff „Heimat“, es ist überhaupt über alle Begriffe, über alles alles schon gesagt worden, was gesagt, geredet werden kann? Der

letzte Redner – sagen wir: auf einem Seminar für angewandte Problemlösung – sieht sich plötzlich vor der ultimativen Wand ... stößt dagegen, also gegen das, was ohnehin alles schon gesagt ist, und verstummt.

Leider eine Utopie. Es ist wohl eins der Urbedürfnisse des Menschen, überflüssige Reden zu halten und damit andere zu langweilen. Ein Kongreß, ein Symposium ohne Reden ist nicht vorstellbar. Oder kann man sich eine – sagen wir – Jahrestagung der Gemüsegärtner vorstellen ohne Grußwort einer mehr oder minder korrupten Parlamentspräsidentin? Ohne Ansprache des Hortikulturpräsidenten („O ich glücklicher grüner Salatzüchter“ hätte Nestroy formuliert)? Ohne Referat über das Ausschließen des Grünkohls und das Koreferat über die stengellose Johannisbeere? Nein, es ist nicht vorstellbar. Mein Vorschlag, daß statt dessen Musik gespielt werde, hat keine Aussicht auf Gehör.

Also stehe ich hier und halte Ihnen eine Rede. Redner rufen gerne zu: „Ich aber rufe Ihnen zu ...“ Was soll ich einer Versammlung von Heimatpflegern zurufen? Soll ich zurufen: Sie pflegen die Heimat wahrscheinlich dadurch am besten, daß Sie zu allererst alle Reden über die Heimat unterbinden? Wir wissen ja eh alles über die Heimat ...

Herbert Rosendorfer

Erstmalig liegen die Referate in einer neuen Reihe nun gedruckt vor: Dokumentation zum Bayerischen Heimtag.

„Stolz auf Heimat?“, Dokumentationen zum Bayerischen Heimtag, Heft 1, hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft „Der Bayerische Heimtag“, München 1997. Zu beziehen beim Bayerischen Landesverein für Heimatpflege e. V., Ludwigstr. 23 Rgb., 80539 München gegen eine Schutzgebühr von DM 5,-.

Gelungene Restaurierung des Pflegehauses in St. Pankraz/Ulten

Einer der schönsten historischen Bauten im Untertal ist zweifelsohne das prunkvolle Pflegehaus im Ortskern von St. Pankraz. Der Name Pflegehaus kommt vom Sitz des Gerichtspflegers, der über Jahrhunderte hindurch hier die Pflege über die Gerichtsbarkeit in Ulten ausübte. Jahrhundertlang wurde diese Pflege für den Gerichtsbezirk Ulten von den Grafen Trapp ausgeübt. In der heutigen Form ist die Barockfassade dieses ortsbildprägenden Baues noch in der Zeit der Trappschen Herrschaft am Ausgang des 18. Jahrhunderts entstanden. Doch ist der Kern des Baues sehr alt und dürfte noch auf mittelalterliche Vorläuferbauten zurückzuführen. Dieses Pflegehaus ist im Gegensatz zu den vielen typischen Bauernhäusern im Tal ein richtiges Herrenhaus und bildet mit dem Pfarrhaus und der St.-Pankratius-Pfarrkirche die bedeutendste historische Bausubstanz von St. Pankraz, der Pforte des Untertales.

Nun war die Sanierung dieses Musterbaues, der sich im Privatbesitz der Familie Gruber befindet, schon seit einigen Jahren ein immer wieder angestrebtes Vorhaben des Heimatpflegevereines von St. Pankraz, aber die Verwirklichung scheiterte immer daran, daß die doch kostenintensive Restaurierung nicht finanziert werden konnte. Ein Lichtblick in diese Geschichte kam von dem Zeitpunkt an, als der seinerzeitige Verbandsobmann des Landesverbandes für Heimatpflege in Südtirol, Dr. Ludwig Walther Regele, in dieser Angelegenheit bei der Messerschmitt-Stiftung in München vorsprach und sehr bald einen positiven Bescheid für die Übernahme der Restaurierungskosten dieser wertvollen Passade erhalten konnte. In Zusammenarbeit mit der Besitzerfamilie Gruber als Bauherr, mit der Gemeindeverwaltung, dem Heimatpflegeverein St. Pankraz und dem Landesdenkmalamt konnte in relativ knapper Zeit die Wiederinstandsetzung dieser schmucken Hausfassade in die Tat umgesetzt werden. Am Sonntag, dem 22. September 1996, herrschte aus diesem Anlaß auf dem Dorfplatz in St. Pankraz Feststimmung, denn es wurde zum Ab-

schluß dieser erfolgreichen Restaurierungsarbeit eine Erinnerungstafel der maßgeblichen Förderung dieses Objektes durch die Messerschmitt-Stiftung enthüllt.

Im Bannkreis dieses in Grünton gehaltenen Baues dieses mit herrlichen barocken Fenster- und Türumrahmungen sowie mit mächtiger Eckquaderung versehenen Pflegehauses versammelte sich eine zahlreiche Festgemeinde um 11 Uhr zur Feierstunde. Außer der vertretenen Ortsbevölkerung waren eine Reihe von prominenten Ehrengästen zu dieser Feierstunde eingetroffen. Der Obmann des Heimatpflegevereines und gleichzeitiger Kulturassessor der Gemeinde St. Pankraz, Geom. Georg Gamper, nahm die Begrüßung der Ehrengäste vor, ein ganz besonderer Gruß wurde dem Vorsitzenden und Kurator der Messerschmitt-Stiftung, Hans Heinrich Ritter von Srbik, zuteil. In seinen Grußworten skizzierte Obmann Gamper den Werdegang der Verwirklichung dieses langgehegten Vorhabens, das nun im alten-neuen Glanz erstrahlt. Für die Messerschmitt-Stiftung sprach Hans Heinrich Ritter von Srbik über den vielfältigen Einsatz der Finanzmittel dieses Instituts zur Erhaltung und Konservierung von dominanten historischen Bauten. Derzeit ist die Stiftung mit Schwerpunkt in Siebenbürgen tätig und restauriert dort einige vom Zahn der Zeit angenagte Kirchenburgen. Lobend hob Ritter von Srbik die lebendige Anteilnahme und die Einsatzfreude der Beteiligten und Betroffenen in Südtirol hervor, die ihm bisher stets bei Inangriffnahme von Sanierungen und Restaurierungen angenehm aufgefallen ist. In einer Veröffentlichung ist auch die große Zahl der von der Messerschmitt-Stiftung in Südtirol durchgeführten und finanziell geförderten Objekte dokumentiert, das Pflegehaus ist ein weiteres wertvolles Objekt, das nun hinzukommt.

Dr. Ludwig Walther Regele schilderte in seiner Rede die hochinteressante Geschichte des Gerichtes und des Geschlechtes der Grafen von Ulten, die auf die Ronspacher zurückgehen. Neue Forschungen haben



auch ergeben, daß in St. Pankraz der Stammvater des Geschlechtes der Herzoge von Württemberg (Württemberg) nachweisbar ist. Im Ursprung des Pflegehauses sei daher auch eine Art Wohnsitz in Ergänzung zur Burg Eschenlohe zu suchen. Dr. Regele freute sich auch für die Südtiroler Heimatpflege, daß es gelungen ist, dieses markante Haus wieder in die anfängliche Pracht zurückzuversetzen. Graf Johannes von Trapp, der durch seine traditi-

Das Pflegehaus in St. Pankraz nach der gelungenen Restaurierung und der Zustand vorher

onsreiche Familie ganz enge historische Beziehungen zu St. Pankraz und Ulten hat, wies auf die lange Tradition der Pflögschaft in Ulten unter seinen Vorfahren hin, auch heute noch fühle er sich mit Ulten verbunden und geschichtlich verwurzelt. Nach diesen Festreden, die von einer Bläsergruppe der Musikkapelle St. Pankraz umrahmt wurden, fand die Enthüllung der Kupfertafel am Gebäude statt. Im Rahmen des anschließenden Mittagessens wurden noch einige Tischreden zu diesem erfreulichen Anlaß gehalten. Bürgermeister Hermann Tumpfer von St. Pankraz unterstrich in seinem Grußwort, daß es der ge-

samen Gemeinschaft der Bürger und des Tales zur Ehre gereiche, daß dieser Bau sich nun wieder so schön präsentiert. Arch. von Trentini als zuständiger Sachverständiger des Landesdenkmalamtes unterstrich die Wichtigkeit dieser Instandsetzungsarbeiten und den kunsthistorischen Wert des Pflöghauses. Albert Paris sprach für den Museumsverein Ulten Worte des Lobes und der Anerkennung für die nun erfolgreich durchgeführte Wiedergewinnung dieses Baudenkmales aus. Der Obmann des Heimatpflegebezirkes Meran-Burggrafenamt, Georg Hörwarter, dankte dem Ortsverein für sein zähes Festhalten an dieser langge-

hegten Restaurierungsinitiative, und er dankte auch für die Heimatschützer der Messerschmitt-Stiftung in der Person von Herrn Ritter von Sbrk für seine stete Mühewaltung und für den Einsatz der beträchtlichen Geldmittel zur Bewahrung von so bedeutenden Baukosbarkeiten.

Mit den Worten, daß Besitzer, Ortsbewohner und Heimatfreunde über die gelungene Fassadenrenovierung „ein bißl stolz sein können“, schloß er seine Rede. Zum Ausklang der Feier bedankte sich noch die Besitzerfamilie Gruber beim Ehepaar Sbrk für den so wirksamen und erfolgreichen Einsatz.

Georg Hörwarter

DENKMALPFLEGE

Denkmalpreis der Hypo-Kulturstiftung 1997



Schloß Loham
in Niederbayern,
Aufnahme von 1997

Zum zwölften Mal wurde der Denkmalpreis der Hypo-Kulturstiftung verliehen. Die Preisträger Dr. Rudolf Erd für Schloß Loham in Niederbayern, Anna Hart für ihr typisches Altmühltal-Jurahaus in Dollstein und Marianne Riedelsheimer für ihren Vierseithof in Erlach/Ndb. wurden zu gleichen Teilen mit dem mit 25.000,- DM dotierten Preis geehrt. Darüber hinaus wurden weitere fünf Anerkennungen (dotiert mit jeweils 5000,- DM) für die Rettung von Schloß Wonfurt in Haßberge, die Revitalisierung eines Vierseithofes in Engelsberg, des Jahresdorfer Hofes in Hilpoltstein, der ehemaligen Klostermühle in Thierhaupten und eines typischen mittelfränkischen

Wohnstallhauses in Bergnerzell ausgesprochen. Bayerns Kultusminister Hans Zehetmeier verlieh die Auszeichnungen. Den Festvortrag mit dem Titel „Der Umgang der Kirche mit dem historischen Erbe der Welt“ hielt S. E. Monsignore Francesco Marchisano, Vorsitzender der Päpstlichen Kommission für die Kulturgüter der Kirche.

Lesen Sie im folgenden zwei ausgewählte Begründungen für die Verleihung der Denkmalpreise 1997:

Schloß Loham (Ndb.)

Schloß Loham liegt am Rande der gleichnamigen Ortschaft (Gemeinde Mariaposching, Kreis Straubing-Bo-

gen) in einem weiten, ummauerten Park. Im Jahre 1252 erstmals urkundlich erwähnt, wurde die Anlage im 16. Jh. als Wasserschloß ausgebaut, um schließlich im frühen 18. Jh. das heutige Aussehen zu erhalten. Das Ensemble besteht aus einem mächtigen, sich auf annähernd quadratischem Grundriß erhebenden, viergeschossigen Hauptbau mit imposantem Walmdach und einer kleinen, an der Südostecke angebauten Kapelle. Die durch Ritzungen und Bemalungen reich gegliederten Fassaden zeigen jeweils vier Fensterachsen. Das Innere des Schlosses besticht durch seinen klaren Grundriß. Eine dreiarmlige, großzügige, mit schweren, reich profilierten Balustern aus Eichenholz verzierte Treppenanlage führt in die Obergeschosse. Rahmenstück schmückt die Zimmer. Der Saal im dritten Obergeschoß wird an der Decke durch zwei große Unterzüge und an der westlichen Langseite durch einen gemauerten, dreistöckigen Kamin gegliedert. Der mehrstöckige Dachstuhl stellt eine Zimmermannskonstruktion von außerordentlicher Qualität dar.

Obwohl an Schloß Loham regelmäßig Bauunterhaltsmaßnahmen durchgeführt wurden, zeigten sich insbesondere in den Jahren 1980 ff. besorgniserregende Schadensbilder. Ein durchgehender Riß in der südlichen Außenwand sowie Deckenab-

senkungen in den drei Geschossen ließen gravierende statische Mängel erkennen. Der Dachstuhl begann zu schieben. Akuter Hausschwamm machte sich breit. Die Schäden nahmen ein solches Ausmaß an, daß Schloß Loham zum Kauf angeboten werden mußte. In dieser Situation entschlossen sich Herr und Frau Dr. Erl, das Anwesen zu erwerben und zum Sitz ihrer Familie zu machen. Sorgfältig bereiteten sie die notwendigen Instandsetzungsmaßnahmen vor. Ein geologisches Gutachten klärte die Beschaffenheit der Fundamente. Zur Instandsetzung des Dachstuhls erarbeitete man ein verformungsgerechtes Aufmaß. Ein Baualtersplan lieferte die Grundlage für historische Befunduntersuchungen im Inneren und am Äußeren des Gebäudes. Die statische Sicherung des ganzen Gebäudes erfolgte mit Zugstangen und Ankern in allen Stockwerken. Der Dachstuhl wurde ausgesteift, Balken und Balkenköpfe mußten erneuert werden. Aufwendige Stahlkonstruktionen dienen jetzt der Unterfangung der Kamine. Auch bei der Instandsetzung der Innenräume legte die Familie Erl Wert auf eine denkmalpflegerisch-fachgerechte Behandlung von Decken, Wänden und Fußböden. Auf diese Weise konnten die historischen Eichen- und Buchenparkette gerettet werden. Ebenso gelang die Sicherung der ursprünglichen Fenster mit ihrer originalen Verglasung und den dazugehörigen Beschlägen. Mit der Beflegung des Bodens mit alten Solnhofener Platten und einer umfassenden Restaurierung des Altars wurde die Kapelle wieder in einen (ehr)würdigen Zustand versetzt. Heute dient Schloß Loham nicht nur als Wohnung der Familie Erl; die

Hausherrin unterhält dort auch eine physiotherapeutische Praxis.

Bei der Instandsetzung des Baudenkmals legten die Eigentümer selbst Hand an. Sie erlernten die erforderlichen historischen Handwerkstechniken und restaurierten selbst die Fenster, Böden und Türen. Auch beteiligten sie sich an der Wiederherstellung der Schloßmauer. Insgesamt brachte die Familie 16.000 Arbeitsstunden an Eigenleistungen auf. Dank des hervorragenden Einsatzes seiner heutigen Nutzer zählt Schloß Loham wieder zu den markantesten Baudenkmalern Niederbayerns.



Schloß Worfurt (Ufr.)

Das große Baudenkmal im Kreis Haßberge ist im wesentlichen im 16. Jh. entstanden. Es wurde als Rechteckanlage mit Innenhof und vier runden Ecktürmen errichtet. An seine Funktion als Wasserschloß erinnern noch der Graben und die Brücke. Im Jahre 1972 ging das Anwesen auf dem Erbweg an die Gemeinde Worfurt über. Wegen des ruinösen Bauzustands beabsichtigte diese, das Gebäude abzubauen und dort einen Sportplatz anzulegen. Sie konnte aber ihr Vorhaben nicht verwirklichen, da zahlreiche Einwände unter Hinweis auf die Bedeutung der Anlage für die Geschichte des Ortes erhoben wurden.

Als Herr von Bismarck damals – 1977 – mitteilte, das Schloß erwerben zu wollen, um es instand zu setzen, überließ es ihm die Gemeinde gerne. Der neue Eigentümer begann unverzüglich mit Sicherungsmaßnahmen, so daß einem weiteren Verfall der Anlage wirksam vorge-



beugt werden konnte. Eine Finanzierung der aufwendigen Gesamtinstandsetzung zeichnete sich allerdings erst ab, als sich die Familie von Bismarck entschloß, Mietwohnungen in das Gebäude einzubauen. Im Rahmen einer behutsamen Planung gelang es, elf Wohnungen unter Schonung der historischen Bausubstanz in das Schloß zu integrieren. Unter größten persönlichen und finanziellen Opfern ist es der Familie von Bismarck gelungen, aus Schloß Worfurt wieder einen historischen und optischen Mittelpunkt der ganzen Gemeinde zu machen.

Schloß Worfurt, heute und „damals“, vor der Restaurierung

P.N./Hypo-Kulturstiftung

Tag des offenen Denkmals

Blick auf Bayern

Denk mal einer an ... am 14. September dieses Jahres, dem fünften Tag des offenen Denkmals in Deutschland, waren 4000 Denkmäler im gesamten Bundesgebiet und allein 400 in Bayern den Interessierten zugänglich. Die stetig steigenden Resonanzen in der Bevölkerung sprechen für die Sache: Rund 3

Millionen Besucher nahmen die Gelegenheit wahr, hinter sonst verschlossene Türen zu blicken, durch Ausgrabungsstätten fachkundig geführt zu werden, auf Römerstraßen zu radeln, Burgen zu besteigen, Stadttürme zu erklimmen und v. a. m. Nach Nürnberg, Regensburg und Potsdam kamen über 5000 Be-

sucher, auf dem Kölner Heumarkt wurden allein 8000 gezählt, in Bamberg 10.000.

Eröffnet wurde dieser Tag – bayernweit – in Bamberg, das bereits im Juli Schauplatz des bislang größten Bayerischen Heimattages mit über 400 Teilnehmern war. Im Bamberger Dom sprachen Staatsminister

DENKMALPFLEGE

Auch Schloß Fantasia in Donndorf bei Bayreuth öffnete für einige Stunden am Nachmittag seine Türen. Die Baumaßnahmen können wohl bis zum Frühjahr 1988 abgeschlossen werden. Bis zur Eröffnung des geplanten „Garten- und Geschichtlichen Museums“ wird es allerdings noch ein weiteres Jahr dauern.



Hans Zehetmair, Bambergers Oberbürgermeister Herbert Lauer und Domkapitular Luitgar Göller. Die Redner waren sich einig: Ein gesunder Denkmalschutz bedarf der lebendigen Nutzung. Die Verbindung von Tradition und Fortschritt wird gerade in Bayern schon lange praktiziert (Zehetmair). Der für die kulturellen Belange des Domkapitels Zuständige schilderte eindrucksvoll die Wiederfreilegung der Westkypta des Heinrichsdoms und den Weg zur gelingenden Synthese aus konservierter historischer Bausubstanz und zurückhaltender Hinzufügung zeitgenössischer Elemente für die neue Bischofsgrablage, die im Anschluß erstmalig der Öffentlichkeit vorgestellt werden konnte und mit großer Begeisterung besucht wurde. Auch die fünf bedeutenden Bamberger Stadtpaläste erlebten alsdann einen Besucheransturm, wie sie ihn noch nie erlebt hatten.

Besonders die Kirchen zeigten sich – zumindest in Bayern – sehr engagiert: Den überwiegenden Anteil an zu besichtigenden Objekten machten Kirchen und Kapellen unterschiedlichster Gattung (Dorf-, Kloster-, Wehr-, Schloß-, Wallfahrtskirchen) aus, die ja überwiegend – so sollte man meinen – auch anderntags, mindestens an Sonntagen, oder aber mit dem Schlüssel vom Mesner (der nicht immer einfach zu erhalten ist) die ja überwiegend zugänglich sind. Jedoch in fast jedem Gotteshaus erwartete den Besucher etwas Besonderes: selbstredend fachkundige Führungen, neueste Freilegungen, Restaurierungen, Begehung

von Ringmauer und Weghang der spätgotischen Anlage in Vilsbiburg/Spitalkirche, Besichtigung der Kirchenburg in Aschfeld (Kreis Main-Spessart) inklusive Kellern. Zahlreiche Pfarrhöfe hatten ungewohnt „volles Haus“; eine Dokumentation Schwäbischer Pfarrhöfe ist übrigens in Gessertshausen (Kreis Augsburg) ständig zu besuchen. Auch Klöster unterschiedlicher Kongregationen öffneten ihre Pforten, u. a. das Augustiner-Chorherrenstift Höglwörth (Kreis Berchtesgadener Land).

Judenfriedhöfe, im Kreis Erlangen-Hochstadt beispielsweise allein drei, gaben ihre Ruhe für einige Stunden auf. Synagogen, wie die in Floß (Kreis Neustadt a. d. Waldnaab) oder Untermmerzbach (Kreis Haßberge) machten ihre Türen auf.

Aus älterer Zeit wären die hallstattzeitlichen Grabhügel in Königsbrunn (Kreis Augsburg) und die Via Claudia Augusta, Fuchstal (Kreis Landsberg am Lech), zu erwähnen.

In Bayern zählten zu den herausragenden Ereignissen die Einblicke in die 1928 eingerichtete Dombauhütte Passau und deren Werkstätten durch Dombauhüttenmeister Michael Hauck. 15 historische Anwesen der Augsburger Altstadt (14.–17. Jh.) waren unter dem Thema „Das Bürgerhaus in der Altstadt“ zu begehen. Und auch die „Augsburger Puppenkiste“ im von Elias Holl erbauten Heilig-Geist-Spital fehlte nicht.

Schul-, Wohn- und Bauernhäuser gaben ihr Debüt, wie beispielsweise in Ködnitz (Kreis Kulmbach) unter dem Motto „Bildung – Wohnung – Bewirtschaftung vor 100 Jahren“.

Burgen und Schlösser hatten Hochkonjunktur: das Prinzenschloßchen in Ansbach, von Gabriel de Gabrieli (1697–99) erbaut, mit barocker Gartenanlage; und – ebenfalls in Ansbach – Schwanenritterkapelle (in spätgotischem Stil), Ludwigskirche und Markgrafengruft; das ehem. Wasserschloß Loifling im Kreis Cham mit Wierenturm aus dem 14. Jh. und Vierseitenanlage von ca. 1450; das sog. Wenzelschloß, Wasserburg Kaiser Karls IV. von 1360, mit einzigartigem böhmischem Wappenspal in Lauf an der Pegnitz. Die Cadolzburg wurde während ihres Wiederaufbaus präsentiert. Durch die Burgruine Hohenfreyberg (Kreis Ostallgäu) führte Dr. Zeune. Im

Kreis Kelheim waren die Schlösser Ratzenhofen und Aicholding, Ensemble mit romanischer Kirche, durch die Eigentümer für einen Tag erschlossen. Und Graf Seckendorff präsentierte sein Blaues Schloß in Oberrhein bei Nürnberg.

Zu danken ist an dieser Stelle vor allem denjenigen, die als Privatpersonen die Tore zu ihren Anwesen öffneten und fremden Menschen zeigen konnten, wie es auch geht. Danke!

„Schatzkästchen öffnen sich nur für einen Tag“ war im Münchner Merkur zu lesen. – Man darf jetzt schon gespannt sein, welche „Schatzkästchen“ sich am 13. September 1998 öffnen werden.



Denkmal zweimal

Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, Organisatorin und Koordinatorin am Tag des offenen Denkmals, besitzt auch einen Verlag. Hier sind u. a. „Mathilde“ und „ReiseZeiten“ erschienen und jüngst „Ein farberfrohes Bilder-Suchspiel für die ganze Familie“ – „Denkmal zweimal“: Eigentlich ein ganz normales Memory, aber eben anders. Die von Iris Carstensen ausgedachten und gemalten Motive decken das ganze Spektrum der Denkmale und Denkmäler ab, vom Kleinbauernhaus über die Mühle, die Kirche, den Leuchtturm, Burg und Schloß, Industriedenkmal bis hin zu den jüngsten Denkmälern dieses Jahrhunderts. Nicht einmal der Baum als Naturdenkmal, die Schnecke als fossiler Fund und andere archäologische Denkmäler werden außer acht gelassen. Über das reine Spielen hinaus gibt es dann noch die Möglichkeit, zu entdecken, welches eine oder andere konkrete Denkmal wohl hinter der Abbildung steckt. P.N.

Bildkarte aus dem Spiel „Denkmal zweimal“

Informationen: Deutsche Stiftung Denkmalschutz, Dörenstraße 8, 53173 Bonn, Tel.: 0228/957380, Fax: 0228/9573823

Bezug: Monumente Kommunikation GmbH, Haus der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, Dörenstraße 8, 53173 Bonn, DM 19,50 (zzgl. Versand)

Relationen über Fortifikation der Südgrenzen des Habsburgerreiches

BUCHVORSTELLUNG

Dr. Louis Krompotic

Kriegsbaukunst und Entvölkerung, Spionage, strategisches Denken und Handeln, nüchternste Berichterstattung betreffend Leben oder Tod, Siegesfeier oder Verderbnis, das ist der Stoff, der sich hinter dem etwas sperrigen Titel eines Privat-Historikers, Mediziner seines Zeichens, verbirgt – in einem prachtvollen Druckwerk (ca. 7 kg!), das seinesgleichen wohl erst noch suchen muß.

Soll man Untertanen, von denen „der merer tail arm wittib und waisen, di ire manspersonen von den feindt verloren [...] und an underlass vor den feindten sowol yeczio im frid als vor erschlagen, gefangen und sambt iren vieh und anderer irer armut wegk verführet werden“ mit großen baulichen Unkosten schützen? Oder wären besser deren dürftige Befestigungsanlagen „gar nider zu reissen und die hayser hinwegh zu thuen“, um „damit das geschloss des fester und vor den feindt“ sicherer zu erhalten? Das sind die Fragen, die die Militärbaumeister im Auftrag einer bedrohten Großmacht vor allem interessieren. Auch auf ein Kloster oder eine Kirche vor der Stadtmauer kommt es ihnen nicht an, wenn dadurch dem Türkenfeind gefährliche Geschützpositionen vor den Verteidigungsstellungen der habsburgischen Seite verlustig gehen. Sicherheit geht vor, genau daran mangelt es aber an den Südgrenzen des Habsburgerreiches.

So kommt es zur hier erstmals vorgelegten Sammlung von Landkarten, Lage- und Bauplänen, Veduten und detaillierten Objektschilderungen bis zur letzten Falcaunenkugel, einfachen oder „doppelten Nothschlangen“ (Geschütze), Sanierungs- und Ergänzungsentwürfen in Gegenüberstellung zum Baubestand sowie Massen- und Kostenermittlungen, die der Wiener Militärverwaltung sachgerechte Entscheidung nahelegen sollen. Ersparnis bietet dabei die Aufgabe gefährdeter Standorte (s.o.), aber auch der Einsatz von „Land Robath“, ein Begriff für Fronarbeit (vgl. russ. Rabota-Arbeit).

Nicht nur als ergiebige Bild-, Plan- und Argumentationsquelle zur Festungs- und Stadtbaukunst von etwa 1550 bis 1660, als Martin Stier, Oberingenieur und Hauptmann, Kaiser Leopold I. sein Foliomanuskript widmete, sondern auch in vielseitiger anderer Hinsicht liefert das in opulenter Drucktechnik vorgelegte Werk Krompotics der Forschung wichtige Grundlagen: Im Foliomat gestochene scharfe, teils ausklappbare und zusätzlich vollständig im Detail abgebildete kolorierte Landkartenwerke von Innerösterreich (Steiermark, Kärnten, Krain) über Kroatien, Friaul, den Balkan von Rußland bis Bulgarien liefern der Ortsnamenforschung reichlichen Stoff. Die teils erstaunlichen Landschafts-, Orts- und Gebäudeansichten sind von kunsthistorischem Wert, auch für den Liebhaber erzählerischer Malerei und Grafik. Der Baugeschichtler darf sich im Detailreichtum der Ortsansichten und Einzelgebäude bis zur im Grundriß und Schnitt der Festungswerke wiedergegebenen Aufstellung der Geschütze versenken. Die geschichtliche Einführung und volkskundliche Stellungnahme des Autors liefern neben dem Einblick ins Umfeld der vorgelegten Quellen auch einen kroatischen Beitrag zur Slawen-/sclavi-/slave/oni-/Sklaven- und Wenden-/Windischen-/Wandalendebatte. Trefflichst deutsche Wendungen der Berichte des „Ivo Lenkovich“, die den Landkarten entnehmbare Landesbezeichnung „Servia“ (vgl. lat. servus=Sklave) und die Methode der Sprachkonstruktion (z. B. ital. Porta-Hafen zu kroat. Porat, Capitil zu Kaptol) unterstützen aber auch die Argumente von Schröcke, Wittmann und Wolff, von Jeza und Sergevich. Eine sorgfältige Edition der Berichte Stiers in originaler und in moderner Schreibweise (Grazer „Khöllbern Viertel“ vielleicht besser Kälber-Viertel als „Kholbein-Viertel“, S. 12 und 264) und die kroatischen Bildunterschriften der im Original teils deutschen bzw. italienischen Ortsnamen (z. B. St. Veit am (Fluß) Pflaum/ital. Fiume/kroat. Rijeka) liefern interes-

sante Einblicke in die Sprachentwicklung.

Biographische Beiträge zu den Berichterstatern Martin Stier, Giovanni Pieroni, Tobias Kreuzthaler, Johannes Ledentu, Nicolo Angielini und Ivo Lenkovich befreien diese Personen und ihre Zeit aus dem Archivstaub. Ein besonderer Leckerbissen sind hier die Auszüge aus Stiers „Trincri-Buch“ Nürnberg 1665: Die dort anlässlich des Westfälischen Friedensschlusses 1649 von Carl-Gustav im Rathausaal und 1650 von Piccolomini auf dem Schießplatz veranstalteten Feierlichkeiten werden dem Leser bis in die Einzelheiten der allegorischen Festtrachten (den pompös angerichteten Speisen zugeordnete Bildwerke und Aufzüge) geradezu „aufgetischt“. So trägt man da herbei: „Sechs Schüsseln mit Biancangiari, darauf nakkichte Bilder / so nur mit weissem Hemdblein angetan“ oder, einige Trachten später, „Sechs Schüsseln mit Schneemilch / sampt ihren Scartocci / worauf ein Jüngling auf einer Banck sitzend / und eine Jung-frau stehend / so ihm den Kopf wäscht“, mit dem Sinnspruch: „MUTUI PAX AUTOR AMORIS – Aus dem neuen Friedens-triebe stammt süsse Wechsel Liebe“. Durch die vollständige Aufzählung der Trachten entsteht eine prächtige Gesamtschau, die den heutigen Nachstellungen historischer Festfreude vielfältigste Anregungen vom Tafeln bis zum Feuerwerk, dem Freund allegorischer Rätsel vergnüglichschte Lektüre bietet.

Auszüge aus Stiers für seinen verstorbenen Bruder Andreas Jungnickel vollendetem Lehrbuch „Schlüssel zur Mechanica“, Nürnberg 1661, runden das lebendige Bild des bisher wenig bekannten Militärarchitekten ab. Lesefreude kommt auch hier wieder auf, vor allem bei der „Erklärung des [abgebildeten] Kupfertels“, eine der ephesischen Artemis verpflichtete siebenbürtige Mechanica mit Tochter: „... Ihrer Schönheit LustGerüste/Die schneeweissen SilberBrüste / spielen gleichsam sieben mal / Nach der freyen Künste

Dr. Louis Krompotic, Relationen über Fortifikation der Südgrenzen des Habsburgerreiches (Dr. Louis Krompotic - HZ-Verlag. Postf. 729, 30035 Hannover) 1997, 400 Seiten, durchgehend Kunstdruckpapier, 231 Farbabbildungen, 85 Schwarzweiß-Abbildungen, Zeichnungen, Pläne, Format 49 x 34 cm, Leinen mit Schutzumschlag, im Schuber, DM 495.- ISBN 3-00-001336-9

Zahl / Ihre Tochter zu der Zeiten / Redet durch der Finger Deuten / Daß / wo eine Krafft vergeht / Eine andre neu entsteht / ..." Diese der antiken Kosmologie folgende Auffassung der schöpferischen Kräfte in allen Dingen kann vielleicht auch im Hintersinn der Abbildung selbst verfolgt werden – wird nicht aus der unteren Hälfte der „Mechanica“ bei längerem Hineinschauen gar eine Elefantenrückseite, mit rüseliger Fortsetzung im Faltschwingung, wit-

ziger Hinweis auf die orientalische Herkunft der Dame?

Insgesamt also ein reich ausgestattetes, inhaltlich weit über die militärische Thematik hinausgehendes Werk. Es ist seinen Preis vor allem aufgrund des für vielerlei Forschungszwecke einmaligen Quellenumfangs wert, mag auch die Anordnung der Hauptbeiträge mit Anhang und Ergänzungen etwas ungereimt erscheinen. Die in Karlsruhe, Göttingen, Hannover, über Dresden, Wien

und Laibach bis Zagreb mit unerhörtem Gelehrtenfleiß ausgegrabenen und qualitätsbewußt veröffentlichten Archivbestände werden somit der Vergessenheit, ja dem Archivtod entrissen und der Forschung verschiedenster Richtungen verfügbar gemacht. In deutsch und kroatisch erschienen, verdient es internationale Beachtung bei Forschern, Burgenliebhabern und Interessenten an Habsburgia.

Konrad Fischer

BUCHVORSTELLUNG

Der Dom zu Regensburg

Vom Bauen und Gestalten einer gotischen Kathedrale

Achim Hubel, Manfred Schuller und Mitarbeiter

Achim Hubel, Manfred Schuller, unter Mitarbeit von Friedrich Fuchs und Renate Kroos, *Der Dom zu Regensburg Vom Bauen und Gestalten einer gotischen Kathedrale* (Pustet) 1996, 160 Seiten, 55 Farbabbildungen, 114 Schwarzweiß-Abbildungen, Zeichnungen, Pläne, Format 23,5 x 28 cm, Leinen, DM 88.– ISBN 3-7917-1449-X

Zu einer großangelegten Zusammenschau verknüpft das nicht nur unter Denkmalflegern wohlbekannte Team Hubel/Schuller über das Bauen und Gestalten hinaus auch die liturgische Nutzung und den Standort der Kathedrale im rechtlichen Gefüge des Mittelalters zwischen Kaiser, Papst, anderen Kircheninstitutionen und der freien Reichsstadt mit ihrem Bürgertum.

So werden Ergebnisse der Bauforschung, Kunstwissenschaft und Restaurierung bis zur Auswertung der liturgie- und rechtsgeschichtlichen sowie finanztechnischen Dokumenten fachübergreifend zusammengetragen. Keine Aneinanderreihung trockener Aufsätze, ganz im Gegenteil: Die Bau- und Nutzungsgeschichte knüpft den Erzählstrang, dessen Kapitel erst die bischöflichen Auftraggeber, dann die Baumeister bilden. Dieser etwas unschlüssige Wechsel mag wohl der beschworenen gemeinsamen Autorenschaft zu verdanken sein.

Die Bauentwicklung wird so in teils spannende, teils ergötzliche, aber auch erschreckende (z. B. der 1514 geköpfte Baumeister Wolfgang Roritzer) Vorgänge eingebettet, für jedermann bestens lesbar. „Bis in den letzten Winkel ausgespäht“, wird der Bau und die wirtschaftliche sowie heilsgeschichtliche Beziehung der Auftraggeber zu ihren Seelgeräten, die Privatisierung der Blickachsen, der Altäre und Kapellen, ja ganzer Bauabschnitte für das eigene Toten-

gedenken ganzheitlich vorgestellt. So werden aus gestifteten Burgen Dommauern und Glasbilder. Das wünscht sich der unbefangene Leser: Am Objekt belegte Wirklichkeit, Erklärung der Sachzeugnisse aus dem religiösen und gesellschaftlichen Zusammenhang. Entsprechend propagiert der nachträgliche Einbau der „Petrustochter“ Petronella als Portalfigur die romtreue Stellung des Domkapitels gegenüber kaiserlichen Ansprüchen. Andererseits behindert die bürgerliche Finanzhoheit die bischöfliche Plünderung des Baukontos – Bauen zwischen Macht und Gier.

Nicht vorrangig aus zerstörendem Eingriff, sondern aus genauem Beobachten entsteht hier die denkmalgerechte Erkenntnis. Randbedingungen: Ein Forschungsprojekt, das Studenten des Bamberger Aufbaustudiums für Denkmalflege, Professoren und Doktoren, Restauratoren und Bauhütte zusammenführte. Dank gebührt Verlag und Autoren dafür, die interdisziplinär gewonnenen Ergebnisse in dieser Form zusammenzutragen. Dabei laden die gestochenen scharfen Fotos, Pläne und vor allem die Zeichnungen der Bauphasen nach dem Vorbild Macauleys zum Betrachten, bei den religiösen Werken geradewegs zur meditativen Versenkung ein. Die beschriebenen liturgischen Funktionen verknüpfen Raum und Raumerlebnis in der Kathedrale und lassen mindestens erahnen, was uns Aufgeklärten heute meist vorenthalten bleibt: Vom

Chorbeet über die Predigt bis zur mechanisierten Himmelfahrt und Geistausgießung durch die Schlußsteinöffnung (Heiliggeistloch).

Schön wäre es, in der nächsten Auflage einige Skulpturprogramme wenigstens als Bildkatalog anzuhängen. Die wie üblich isolierte Auslegung ihrer Fabelwesen als Abwehrwaffe gegen „böse Geister“ mit besonderer Wirkung bei „Unwettern“ (!) greift zu kurz. Nicht „skurrile Phantasie“ wird hier ausgelebt, sondern ein kosmologisches Rätselprogramm geboten, das sich bis zur negativen Theologie des Aeropagiten auflöst – aber nur bei vollständiger Überschau. An einer vollausgebildeten und astronomisch bedingten Attributlehre, nachvollziehbar bei entsprechendem Studium der Bildungsinhalte der sieben freien Künste, lassen sich die Tierkreiszeichen und Planeten erkennen: Weisen der ordnenden Hand Gottes. Dabei geht es auch um die erkenntnisbildende Kraft des Eros im theologischen Sinnbezug, nachlesbar in Platons Symposium. Dennoch, auch die ausgewählten Fotos von ausschweifenden Gewandfalten (z. B. Abb. 135, hl. Sebastian mit Amors Pfeil) bis zur sogenannten „Judensau“ (Abb. 82) bieten diesbezügliche Leckerbissen in Fülle. Also: Für Fachleute und Liebhaber, „Kirchgänger und Touristen“ eine gleichermaßen anschauliche, vergnügliche und durchaus erschwingliche Lektüre!

Konrad Fischer

Fresken in Südtirol

Silvia Spada-Pintarelli/Mark E. Smith

Hirmer-Verlag, München 1997, 188 Seiten mit 380 Abbildungen in Farbe, 27 x 32 cm, Leinen, DM 148,-, 6S 1080,- ISBN 3-7774-7380-4

Ein Buch, wie man es von Hirmer gewohnt ist: groß, schwer – innen wie außen gewichtig –, interessant, Maßstäbe setzend, wissenschaftlich und schön.

Der Autor – in diesem Fall die Autorin – eines solchen Buches über die Fresken in Südtirol muß naturgemäß vom Fach sein. Silvia Spada-Pintarelli ist nicht nur das, Südtirols Kunst und insbesondere die Fresken sind ihr Thema. Die Kunsthistorikerin promovierte mit einer Arbeit über „Romanische Freskenzyklen in Südtirol“ und ist seit 1980 stellvertretende Direktorin des Stadtmuseums in Bozen. Ihre beiden Mitarbeiterinnen Paola Bassetti-Carlino und Claudia Scarmagnan-Truzzi behandelten mit Akribie und Genauigkeit ihre Spezialthemen.

Die Abbildungen in gewohnt brillanter Qualität wurden eigens für diesen Band geschaffen, vom Fotografen Mark E. Smith, der seit vielen Jahren in Venedig lebt.

Das Buch ist chronologisch aufgebaut, es geht Schritt für Schritt durch die vielschichtige tausendjährige Geschichte der Wandmalerei in Südtirol, von der Romanik bis ins 19. Jahrhundert, von St. Prokulus

und seinem Meister bis Martin Krollers leidenschaftlichen Darstellungen in der Gersburg in Bozen. Dreiundzwanzig Freskenzyklen werden in Monographien in ihrem architektonischen Kontext unter historischen, stilistischen und ikonographischen Gesichtspunkten dargestellt und dokumentiert. In der Einführung von Silvia Spada-Pintarelli „100 Jahre Wandmalerei in Südtirol“ werden die komplexen Bezüge und Zusammenhänge innerhalb der Weltkunst und -geschichte deutlich: St. Prokulus und die „barbarische“ Bildauffassung; der Maler „Nischenmeister“ und die „karolingische Renaissance“; erste Blüte der Tiroler Kunst in der Romanik und die Suche nach einer „abstrakten Kunst mit dem Ziel, das Wesen der Dinge zu durchdringen und es in rein intellektueller Form auszudrücken“ (Romanini); die Muttergottes von Hocheppan und ihr byzantinisches Vorbild in Aquileia; die Vinschgauer Schule; Giotto und die Bozner Schule; böhmische Künstler und die Bozner Stadtpfarrkirche. Mit Michael Pacher wird das Ende des Mittelalters und der Beginn der Neuzeit eingeläutet. Doch 1525 wird die Geschichte Südtirols zunächst von den Unruhen des Bau-

ernkrieges jäh erschüttert. Danach kann die spannende Reise durch die Welt der Wandmalerei in Südtirol durch Renaissance, Manierismus, Barock und Klassizismus fortgesetzt werden, mit ihren Künstlern Pietro Maria Bagnatore, Paul Troger, Karl Henrici, Josef Schöpf und Martin Krollner mit seinen „tiepololeichten“ Kompositionen.

Einige der Wandmalereien sind dem ARX-Leser schon wohlbekannt; wir berichteten über die Kapellen auf Südtiroler Burgen, Irwein auf Schloß Rodeneck, die Runkelsteiner Fresken und sogar die dort unlängst neuentdeckten „Liebeserklärungen“ sowie über die Tiroler Kunst u. a. m. Auch deshalb ist dieses Buch so interessant. Es vermittelt einen repräsentativen und fundierten Überblick über die wichtigsten und auch weniger bekannten Beispiele dieser Gattung. „Affreschi in Alto Adige“ – so der Titel der Originalausgabe in italienischer Sprache – wurde von Maria Pia De Martin ins Deutsche übersetzt. Ich wünsche beiden Ausgaben – in Deutsch und Italienisch, in München und Venedig zeitgleich diesen Herbst erschienen – einen guten Erfolg, den sie verdient haben.

P. N.

Burgen und Schlösser im Bayerischen Wald

Ursula Pfistermeister

Ursula Pfistermeister, Burgen und Schlösser im Bayerischen Wald, (Puster) Regensburg 1997, 112 Seiten mit 80 farbigen Abb., 17 x 23 cm, Hardcover mit Fadenheftung, DM 39,80 ISBN 3-7917-1547-X

Burgen und Schlösser sind im Bayerischen Wald nicht selten anzutreffen, sie prägen die Landschaft und die Hauslandschaft, und sie sind Zeugen der Geschichte und wissen Geschichten zu erzählen.

Die beschriebenen Objekte sind nach ihrer besonderen geographischen und historischen Lage geordnet und zusammengefaßt. Dem Leser werden Streifzüge entlang der Regen oder Donau, in und um Passau und andernorts angeboten. Die Texte für das jeweilige Gebiet und die einzelnen Baulichkeiten sind eingängig und informativ für jeder-

mann, für den Wissenschaftler sind sie nicht geschrieben.

Vor allem die farbige Bebilderung des Buches ist von hoher Qualität. Die Fotos leben, geben erlebte Ansichten, Übersichten, Räume und Details wieder. Es scheint, als wäre die Fotografien zu jedem einzelnen Objekt zur günstigsten Stunde und zu günstiger Witterung – mitunter auch mehrmals – gefahren. Sie hat das Streiflicht in einer Fassade eingefangen, den weiß-blauen Himmel im Hintergrund oder den Reif nach einer kalten Rauhacht im Vordergrund. Darüber hinaus hat sie auch

Luftbilder gemacht, wie sie ein Luftbildverlag oder ein Landesamt für Denkmalpflege nicht schöner machen könnte.

Das Besondere an diesem Buch ist die Leistung der Autorin, die Konzeption, Gestaltung, Text und Fotos in ihrer Hand vereint und so ein Buch aus einem Guß entstehen ließ, das einfach schön ist.

P. N.

Bayerisches Denkmalschutzgesetz

BUCHVORSTELLUNG

Kommentar unter besonderer Berücksichtigung finanz- und steuerrechtlicher Aspekte

Eberl/Martin/Petzet

Fast fünf Jahre nach der Voraufgabe liegt der erstmals 1973 vorgelegte Kommentar zum Recht des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege in Bayern nunmehr in fünfter, vollständig überarbeiteter und erweiterter Auflage vor.

Von den über 110.000 Baudenkmalen in Bayern (das sind gut 10% des deutschen Denkmalerbestandes) ist Jahr für Jahr eine beträchtliche Anzahl Gegenstand von Instandsetzungsmaßnahmen, aber auch von Abbruch- und Veränderungswünschen. Oft führen übertriebene – meist wirtschaftliche, aber auch weltanschauliche – Vorstellungen zu Auseinandersetzungen, die bei vorheriger entsprechender Information und realisierbaren Ideen vermeidbar gewesen wären. Diesen Problem-

kreis sucht der vorliegende Band zu steuern und in gesicherte Bahnen zu lenken.

Der „Eberl/Martin/Petzet“ ist insbesondere durch den Einbezug steuer- und finanzrechtlicher Aspekte sowohl in der Kommentierung als auch in der umfangreichen Materialsammlung sowie die akribisch verarbeitete Rechtsprechung unter Einbezug auch unveröffentlichter Entscheidungen als besonders informatives Handbuch für die tägliche Praxis der am Denkmalschutz Beteiligten unverzichtbar. Die weitgesteckten fachlichen Kenntnisse der Verfasser bereichern den Kommentar um zahlreiche Materialien und Formationsquellen, die sonst wenig zugänglich sind, aber für den Umgang mit unseren Denkmälern große Be-

deutung haben. Dem allgemeinen Wunsch nach praxisnaher Information bei leichter Verständlichkeit wird mit diesem Kommentar Rechnung getragen, wobei die Ausführungen nicht nur in Bayern Geltung haben, sondern deren grundsätzliche Aussagen auch für die österreichische Denkmalpflege angewendet werden können.

Dr. Gerhard Sailer

Die Autoren: Dr. Wolfgang Eberl, Ltd. Ministerialrat a. D., vorm. Bayer. Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst; Dr. Dieter Martin, Ltd. Akademischer Direktor an der Universität Bamberg;

Prof. Dr. Michael Petzet, Generalkonservator des Bayer. Landesamtes für Denkmalpflege.

5., überarbeitete und erweiterte Auflage 1997. 440 Seiten, Format DIN A5. Kartomiert. 168.– DM. ISBN 3-555-50104-6 Deutscher Gemeindeverlag GmbH – Verlag W. Kohlhammer GmbH, Hebrühlstr. 69, 70565 Stuttgart

Die Reise von Oberaudorf nach Rom

illustriert von Wolfgang Wright

brsg. vom Bezirk Oberbayern, Bezirksheimatpfleger Stefan Hirsch

Manch einer wird sich zunächst fragen, wo Oberaudorf liegt: es liegt in Oberbayern, und zwar zwischen Bayrischzell und Kufstein, nahe Österreich, südlich des Wendelsteins. Hier nahm die sogenannte Reise – der Begriff „Reise“ hat heute eine ganz andere Dimension – bzw. Pilgerfahrt der drei Kameraden Joseph Knoll, Peter Achleithner und Sebastian Pichler im Jahre 1775 ihren Ausgang, die zwei Monate dauern sollte.

Wer waren die drei? Joseph Knoll, 50 Jahre alt, „seleeneifriger Vicarius“, Peter Achleithner, 62 Jahre alt, Pichler in der Schaffau, und Sebastian Pichler, Schuhmachersohn, 33 Jahre; letzterer hat die Reise mit seinen eigenen Worten und unbegriffenen Gefühlen aufgezeichnet.

Was bewegte sie, nach Rom zu reisen? Das Jahr 1775 war ein Heiliges Jahr, in dem der Papst den Pilgern vollkommenen Ablass der Sün-

den gewährte und damit dem Pilgerwesen zum Aufschwung verhalf. Darüber hinaus wollten die drei Kameraden in Rom vom Papst eine Reliquie des hl. Donatus für ihr Dorf erbitten.

Welcher Art war die Reise, daß sie in Buchform heute nacherzählt wird? Wie kam es zu dem Buch?

Dank einer innewohnenden Familientradition überlebte der Reisebericht die Wirren der Zeit. Also mußte er zunächst einmal entdeckt, gelesen, entsprechend bewertet und interpretiert werden. Wolfgang Wright gab den Funken dazu. Stefan Hirsch besorgte die Umsetzung. Pichler überliefert uns die Reise mit einfachen, aber eindringlichen Worten, grad eben so, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Es handelt sich um außergewöhnliches Kulturgut, das hier eine Neuauflage erfährt. Nur ein Dezennium später hatte Goethe seine Italienreise erlebt und niedergeschrieben. Die zwei Italienreisen: „In

ihrer Gegensätzlichkeit und in ihrer unterschiedlichen Realitäts- und Transzendenz-Erfahrung spiegeln sie den ambivalenten Zeitgeist des ausgehenden 18. Jahrhunderts wider ...“ Die weiteren Interpretationen des Herausgebers sollen aber hier nicht vorweggenommen sein. Gemeinsam ist den Berichten die Begeisterung, nach einer langen Reise endlich in Rom angekommen zu sein.

Die drei Kameraden, wie sie sich selbst nennen, reisen als „romei“ (= Rompilger) auf der klassischen Romroute über Padua, Venedig, Ancona, Loreto und Terni. Dabei erleben sie Venedig: „Diese Stadt hat 6 Stund im Umkreis und steht eine deutsche Meile in dem Meer darin. Sie hat enge Gassen, sodaß man nur mit Gondeln fahren kann, weil in den Gassen Wasser ist.“ Alsdann eine stürmische Überfahrt: „... wir sahen große Fische eine Zeit lang halb über das Meer aufstehen von allerhand Gattung, fürchterlich und groß wie ein

BUCHVORSTELLUNG

EOS Verlag, München 1997, Querformat 34 x 24 cm, 146 Seiten, 54 Farbbildungen, 4 SW-Vignetten, Faksimile-Teil, matt-cellophanierter fester Einband, handgebunden, DM 68.– (inkl. Versand), Bestellungen über Büro des Bezirksheimatpflegers Fax: 089/21 98-1029 Tel.: 089/21 98-1020/1021

Die drei Pilger
von Oberaudorf,
Wolfgang Wright



Pferd. Die Schiffsleut erschrecken befriedigt. Weil sich die Fische an der Oberfläche sehen lassen, ist ein großer Sturm zu befürchten. – Soviel als Leseprobe.

Das Buch lebt jedoch in ganz besonderem Maße durch die Synthese aus Text und Illustration, in einem

von der Norm abweichenden Format. Ausgerechnet ein Oberaudorfer Bildhauer und Maler, Wolfgang Wright, hat diesen Bericht *feinsinnig illustriert und ihn damit zum Sujet von Gegenwartskunst umgewidmet. Wer Wrights behutsam-souveränen Umgang mit literarischen Vorlagen*

(Morgenstern) kennt, wird sehr schnell feststellen, daß wir es bei den Bildern keineswegs nur mit einer Art nachberzählenden, vom Text gleichsam vorgegebenen Buchillustrationen zu tun haben, sondern daß manches hintergründig Interpretierende und in eine andere Schicht der Wahrnehmung übersetzte in den Bildsymbolen und in den – zwischen Himmel und Erde vermittelnden – Scheinperspektiven zu finden ist. Daraus entsteht eine einzigartige subtile Spannung zwischen der Geistigkeit unserer Vorfahren aus dem 18. Jahrhundert und unserer heutigen Empfindungswelt des Barock als nach wie vor wesentlicher Grundlagende bayerischen Lebensgefühls ... (Geleitwort von Bezirksstagspräsident Hermann Schuster)

Zu guter Letzt enthält das Buch auch ein Faksimile der Urschrift und eine italienische Übersetzung derselben. Mit Sicherheit eine Perle im Bücherwald! P. N.

BUCHVORSTELLUNG

Baumhaus-Verlag,
Zürich-Frankfurt-Bruck
1997
Bilderbuch, 32 Seiten,
durchgehend vierfarbig,
gebunden, mit Ausmal-
beilage,
30 x 21 cm,
DM 22,80, öS 166,-
ISBN 3-909480-45-4

Der Autor des Buches ist Narrenkai (Kai Jordans); unermüdlich zieht er als Hofnarr von Ort zu Ort, „nichts weiter im Gepäck als das Lachen der Menschen auf dieser Welt ...“

Die Illustratoren sind die anderen beiden und unterhalten zusammen „eine ART firma Olivieri & Gelderblom“ im Schwarzwald, genauer im

Hotzenwald, der sie für solche Arbeiten prädestiniert.

Der kleine Narr – beim Baumhaus-Verlag längst zum Symbol geworden – liebäugelt mit dem Gedanken, sich den „bunten Leuten“, den Gauklern, die durch die Stadt ziehen, anzuschließen. „Die leuchtenden Augen

des kleinen Narren waren in dieser Nacht die zwei hellsten Sterne am Himmel.“ – Diese Entscheidung macht er sich nicht leicht. Seine ständige Begleiterin und Beraterin ist Josefina. – Wird der kleine Narr den Gauklern folgen oder zu Hause bleiben? P. N.

Der kleine Narr

und die bunten Leute

Narrenkai/Markus Olivieri/Kristine Gelderblom

BUCHVORSTELLUNG

Baumhaus-Verlag,
Zürich-Frankfurt-Bruck
1997,
Bilderbuch, 32 Seiten,
durchgehend vierfarbig,
gebunden, 30 x 21 cm,
DM 22,80, öS 166,-
ISBN 3-909480-83-7

Burgfrosch Balthasar lebt auf der alten Bamberger Burg; die Altenburg bei Bamberg ist gemeint und auch gezeichnet. Gerd Bauer, der Illustrator des Buches, aus Bamberg stammend, bildet sogar seine Heimatstadt unzweideutig ab, wenn Balthasar der müden Sonne ein Gutenachtlied antimmt.

Die von Rudi Sopper erdachte und in Worte gekleidete Geschichte handelt sodann von einem Ungeheuer, das jeden Abend um die Burg kreist und die Bamberger Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzt. Balthasar wird bei der Ungeheuerbekämpfung seines Wohnsitzes, des Burgbrunnens, beraubt, aber er hat

echte Freunde, die ihm helfen und ihm Asyl gewähren. – Ob das vermeintliche Ungeheuer nun noch immer am Himmel über Bamberg schwebt, fragt ihr mich? P. N.

Burgfrosch Balthasar

Von echten Freunden, falschen Helden und einem merkwürdigen Monster

Gerd Bauer/Rudi Sopper

Coburg – Bayern – Europa

Die Bayerische Landesausstellung 1997, die vom Haus der Bayerischen Geschichte und den Kunstsammlungen der Veste Coburg in Zusammenarbeit mit der Stiftung der Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha'schen Familie und der Stadt Coburg in beeindruckender Weise auf der Veste Coburg und Schloß Callenberg inszeniert worden war, schloß am 28. September ihre Tore.

133.000 Besucher ließen sich diese größte bayerische Ausstellung in diesem Jahr nicht entgehen und sorgten für Rekordzahlen. Prof. Claus Grimm, Direktor des Hauses der Bayerischen Geschichte, gab an: „2400 Quadratmeter machen die Coburger Ausstellung zu einer der umfangreichsten, die wir bisher gestalten durften.“ Durchschnittlich 1123 Menschen „stürmten“ pro Tag die Veste und machten evtl. anschließend (427 am Tag) noch einen Ausflug zum zweiten Ausstellungsteil, nach Schloß Callenberg.

Zu sehen bekamen sie Geschichte zum Anfassen bzw. Nacherleben. Die Leihgaben kamen bis von Moskau, Madrid und London, aus Belgien, Holland und Portugal. Es war keine rein regionale, sondern eher eine nationale und internationale Ausstellung, genauso wie es der Untertitel „Coburg – Bayern – Europa“ verhiieß und wie es die geschickte Heiratspolitik – die so- und bösegenannte „Coburgerei“ – dieses an und für sich kleinen Herzogtums idealiter vorsah und auch umsetzen konnte. Und es war eine in allen Teilen interessante, ungewöhnlich geordnete und erlebniswerte Ausstellung: das herzogliche Leben, Reisen und Jagd, die Verdienste Casimirs und sein „Casimirianum“ (= Universität), die Herzöge als Sammler, ihre Beziehungen nach Thüringen (insbesondere Gotha) und in viele Teile Europas, die Weltausstellung in London, die Wirtschaft in Coburg und Gotha u. v. a. m. wurden überzeugend zum Thema gemacht und haben dem Betrachter einmalige Einblicke gewährt. – Nur, keine einzige der vielen Kronen war Ausstellungsobjekt. – Aber dies war angesichts des spektakulären Angebots leicht verzichtbar.

Schloß Callenberg war die einstige Sommerresidenz der Herzöge von Sachsen-Coburg. Die neugotische Anlage, deren Geschichte bis ins 12. Jahrhundert zurückreicht, nach dem Krieg verkauft und vernachlässigt, wurde von der Herzoglichen Stiftung 1982 zurückerworben und konnte in mehrjähriger Arbeit seit 1987 und mit einem bisherigen Aufwand von 12 Mill. DM saniert und restauriert werden; die ersten beiden Bauabschnitte sind abgeschlossen. Architekt Clodt Dankward von Pezold hat mit Gespür und Genauigkeit Schloß Callenberg rechtzeitig zur Landesausstellung aus seinem Domröschenschlaf erweckt. Es lebte einen Sommer lang und empfing 50.000 Besucher. Nun darf es wieder schlafen, bis im Frühjahr 1998 das vorläufige neue Ausstellungskonzept des Herzoglichen Familienmuseums mit Teilen der Ausstellung im Fürstentum der Veste Coburg auf Schloß Callenberg präsentiert werden wird. Währenddessen werden, sofern die dafür nötigen Mittel aufzubringen sind, die Belle Époque und hier vor allem die Appartements des Herzogs und der Herzogin hergerichtet werden; man darf hoffen, daß sie danach in das neueste Ausstellungskonzept eingearbeitet werden.



Blick von der Veste Coburg in Richtung auf Schloß Callenberg in Thüringen

Der gebundene Katalog war bereits nach der Halbzeit der Ausstellung vergriffen, der Aufsatzband erst am Ende der zur Verfügung stehenden Zeit. Wer das Ausstellungswerk, bestehend aus Aufsatzband und Katalog, besitzt, darf sich glücklich schätzen, denn nur noch der Katalog ist in einer Paperback-Ausgabe zu haben. Eine weitere Auflage ist – leider – nicht geplant.

Das Titelbild für Katalog und Poster zeigt einen Ausblick von Schloß Callenberg auf die Veste Coburg, gemalt von Heinrich Brückner Mitte des 19. Jahrhunderts, und vermittelt genau das Gefühl, das viele Besucher bei dieser Ausstellung gehabt haben müssen – einfach schön!

P. N.

Das Beste wartet im Himmel

AUSSTELLUNG

Ein Titel, der anziehend ist und hinterfragt werden will. Er geht auf ei-



nen lateinischen Sinnspruch zurück und meint die ewige Seligkeit, die Erlösung der Gläubigen als Ausgleich für die Kümmernisse des irdischen Jammertales. Diese Vorstellung galt nicht nur im Mittelalter, auch noch am Anfang der Neuzeit.

„Das Beste wartet im Himmel“ ist Thema einer Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg und präsentiert deutsche Malerei der Dürerzeit und der Renaissance. 350 Werke namhafter Künstler, darunter Lukas Cranach, Albrecht Dürer, Albrecht Altdorfer, Vater und Sohn, Hans Brugkmair, Hans Holbein d. Ä., Hans Baldung Grien liefern Nahrung für Kenner und Liebhaber der Zeit.

Der heilige Sebald, Hans Süß von Kulmbach, um 1516

Ausstellungsdauer:
8. Oktober 1997 bis
15. Februar 1998,
Öffnungszeiten:
Di-So 10-17 Uhr,
Mi 10-21 Uhr,
Montag, 24., 25.,
31.12.1997, 1.1.1998
geschlossen.

Themenschwerpunkte sind die vielgestaltige Marienverehrung, Christi Leben, Wirken, Tod und Christus als Weltenrichter, die Apostel als Jünger und Glaubensboten, Märtyrer und Nothelfer. In einem gesonderten Ausstellungsteil werden Malmaterialien und -techniken der Alten Meister vorgestellt.

Die Ausstellungsstücke wurden umfassend technologisch und ikonographisch untersucht, einige aus den Depots konserviert oder restauriert. Der Katalog dokumentiert den Gesamtbestand an Gemälden des 16. Jahrhunderts im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg und beinhaltet die Ergebnisse der Untersuchungen.

P.N.

Unternehmerfamilie sucht

altes Schloß oder Herrnsitz gegen Barzahlung in Österreich oder im deutschsprachigen Raum zu kaufen. Es wäre auch eine Leibrente oder Zeitrente plus Alterspflege und Familienanschluß möglich.

Schlechter Gebäudezustand ist kein Hindernis, da wir gerne Restaurierungsarbeiten nach Auflagen des Denkmalschutzes im alten Stil durchführen wollen.

Wir bitten Sie, bei Interesse uns eine schriftliche Verständigung zukommen zu lassen.

Unsere Adresse lautet:
4863 Seewalchen a. A., Postfach 100

BERICHT

Mitgliederversammlung des SBI in Schloß Pienzenau/Meran

Zur diesjährigen Mitgliederversammlung lud das SBI für den 13. April in das in herrlicher Lage in Meran-Obermais gelegene Schloß Pienzenau ein, an einem strahlend blauen Apriltag, während die über Brenner und Reschen angereisten Gäste von Schnee berichten mußten.

Der Präsident Robert von Fioreschy begrüßte um 10 Uhr Mitglieder und Gäste. Der vom Vizepräsident Wolfgang von Klebelsberg verlesene Tätigkeitsbericht zeigte auf, daß das Vereinsjahr 1996 vor allem im Zeichen weiterführender Restaurierungen an den vereinsigen Schloßern Taufers und Trostburg stand. Auf Taufers konnte die Mauerrestaurierung weitergeführt werden. Im Zuge dieser Arbeiten wurden am Erker des sogenannten Figer-Traktes der Westfassade Freskenreste freigelegt und fachgerecht gesichert (Wappenfresko). Die WC-Anlage wurde an die öffentliche Kanalisation angeschlossen. Es wurde zugleich die Hauptwasserleitung der Burg erneuert. Die Stützmauer an der Nordfassade der Burg wurde in sehr sorgfältiger Arbeitsweise restauriert.

Auf der Trostburg wurde der große Mauerriß am Torggellurm, der sich vertikal vom Dachgesims bis ins Fundament hinzog, saniert. Einige Innenräume wurden getüncht; in Haupt- und Nebenräumen wurden verschiedene Reparaturen durchgeführt. Die Hauptwasserleitung wurde erneuert und frostsicher verlegt.

Auf beiden Schloßern fanden Veranstaltungen in Zusammenarbeit mit örtlichen Vereinen statt, wie Konzerte und Kunstausstellungen. Zusammen mit der Gemeinde Bozen, Landesverband für Heimatpflege und Italia Nostra wurde am 25. Oktober eine internationale Studententagung „Runkelstein – erhalten und gestalten“ auf Schloß Runkelstein abgehalten. Außerdem nahm man an der Tagung der Wartburggesellschaft in Brixen vom 6. bis 9. Juni teil. Die von Schatzmeister Baron Philipp von Hohenbühl vorgetragene Rechnungslegung sieht Aktiva von ca. 856 Millionen und Passiva von ca. 859 Millionen Lire vor, was einen Fehlbetrag von 2,7 Millionen Lire ergibt. Es folgte der Bericht der Rechnungsprüfer Martin von Malfer und Ludwig W. Regele, in dem die ge-

wissenhafte Arbeit des Sekretärs Walter Silgoner und die ideelle Tätigkeit des SBI insgesamt mit Lob bedacht wurde. Besonders erfreulich sei die Zunahme der Einkünfte aus Eintritten auf fast 300 Millionen Lire (von denen 1996 ungefähr zwei Drittel wieder in die besuchten Schlösser investiert wurden).

Die Aufsichtsräte schlugen die Entlastung des Verwaltungsrats vor, was einstimmig angenommen wurde. Bei der anschließenden allgemeinen Aussprache ging es vor allem um die Verkürzung der Amtsperiode des Verwaltungsrates von fünf auf drei Jahre, was grundsätzlich als sinnvoll angesehen wurde, einige wenige Vorschläge lauteten auf vier Jahre oder Beibehaltung der bestehenden Regelung. Allgemein wurde eine Überarbeitung der Satzung gutgeheißen.

Nachdem Präsident Robert von Fioreschy um 12.30 Uhr die Versammlung für beendet erklärt hatte, waren die Teilnehmer noch zu einem Essen geladen, das sie in gemütlicher Runde im Sitzungssaal und im prächtigen Park von Schloß Pienzenau einnahmen. SBI

Tradition mit Zukunft



**Schloß Sychrov in Tschechien - saniert
mit Baumit Sanova Systemen und
Baumit Silikatfarben**

Baumit, seit vielen Jahren der Spezialist auf dem Gebiet fachgerechter Sanierungen, verfügt über optimal aufeinander abgestimmte Systemkomponenten. Diese ermöglichen Ihnen eine dauerhafte und kostengünstige Restauration Ihrer Liegenschaften. Die eingehende Begutachtung, eine einhergehende

de Beratung und die laufende Kontrolle durch unsere Spezialisten sind Teil des umfassenden Baumit-Services. Referenzen in ganz Europa wie der Dogenpalast, Schloß Schönbrunn oder die Wiener Hofburg zeugen von unserem Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Vergangenheit.



Wopfinger Stein- und Kalkwerke Schmid & Co.
A-2754 Waldegg/Wopfing 156
Service Hotline: ++49-(0)660/6066
Fax: ++49-(0)2633/400-321

So geht's!

